

Lieder aus dem Schützengraben.

Von Walter Hoerich.

Ums Morgengrauen.

Ums Morgengrauen schweigt die Front,
Geschütze ruh'n und Flinten,
Waldhügelig der Horizont
Entschleiert sich weit hinten.
Es küßt ein froher Frührottschein
Die ernsten Tannenkronen —
Dahinter muß mein Deutschland sein
Und meine Liebste wohnen.

Ein liches Erlensholz umschmiegt
Den kahlen Schützengraben,
Der Finkenschlag, die Amsel siegt
Heiß über Raub und Raben.
Die frohe Lerche steigt ins Blau
Sie überströmt vor Wonne —
Und golden über Tal und Tau
Frohlockt die junge Sonne.

Ich halt' im Feindesland die Wacht;
Müd' ruh'n die Kameraden.
Wer weiß, wie bald die Büchse kragt,
Mit meinem Tod geladen!
Doch hier, entrückt aus Haß und Qual,
In Traum und Glanz geborgen,
Still schau ich, sinnend noch einmal
In einen deutschen Morgen.

Der Kriegsfreiwillige.

Ich hab' das Fahnenholz umspannt
In heißem Händefalten,
Geschworen dir, mein Vaterland,
Treu' bis zum Tod zu halten.
Und ob ich nur ein Knabe bin,
Du darfst mich nicht verachten,
Ich folge — rufe mir, wohin! —
Und will dir Ehre machen.

O Mutter sieh! Ich gette viel,
Ich trage Königs Farben,
Bin miterwählt zum Waffenspiel,
Zu Ruhm und wohl zu Narben.
Wenn du wie ich ein Junge wärst,
Du wüßtest, daß wir müssen!

Leb wohl, leb wohl! — du sollst mir erst
Die Stirn als Sieger küssen.

Die Kameraden warten schon —
Gib deine Hand; nicht weinen!
Jetzt bin ich nur der Heimat Sohn,
Und, Mutter, du hast keinen.
Ich sterbe nicht — mid wenn ich gleich
Im Feld mein Leben lasse,
So bahn' ich mir zum Himmelreich
Todtrogend eine Gasse.

14./VII. 1915

* (Ganghofers sechzigster Geburtstag.)
 Heinrich Glücksmann hat Ganghofer folgendes
 Glückwunschgedicht gesendet:

Aus all den Säreden und Erhabenheiten
 Des Weltenbrandes unsrer großen Zeiten
 Bist Du zu Lieb' und Frieden heimgekehrt
 Und hältst Geburtstagsraus am eig'nen Herd.

In Deiner Dichterseele muh noch zittern
 Das Grauen von den Hölleungewittern,
 Die, tausend Tode blizend, Dich umschweh'n
 Die schauernd und bewundernd Du erlebt.

Was Du geschaut in Ost und West und Norden,
 Des Hasses Vatschanal, das Völkermorden,
 Betr' sorglich es ins Herz ein als Poet,
 Bis es, Gedicht, zur Ewigkeit erhebt!

Am Tag jedoch, der Dich gebracht ins Leben,
 Magst freudig Du den Blick zur Sonne heben
 Die Dich begnadet stets mit ihrer Gunst
 Und reich Dein Ich durchstrahlt wie Deine Kunst.

Der Sonnigfrohe bleibe uns noch lange,
 Ob auch das Gold Dir bläst auf Haupt und Wange,
 Daß — ist der tolle Kriegerausich erst verflaut —
 Dein Volk an Deinem Liede sich erbaut!

Italia!

Du hast den Judaslohn dahin,
Trennbrüchige Berräterin!
Verderben wartet dein und Tod.
Gedenk' des Judas Ischarioth!

Taub vor der Stimme der Vernunft,
In Fesseln der Freimaurerzunft
Kehrst frevelnd Du dich ab von Gott,
Gedenk' des Judas Ischarioth!

Mit frech gespielter Heuchelei
Spinnst Du Berrat und sprichst von Treu
Dem Freund, der Herz und Hand Dir bot;
Gedenk' des Judas Ischarioth!

Und bringst im wilden Weltenbrand
Auf ihn mit fluchbelad'ner Hand
Am Augenblick der höchsten Not;
Gedenk' des Judas Ischarioth!

Hörst Du des Schicksals ehr'nen Schritt!
Er reißt Dich in die Tiefe mit . . .
Sieh, wie des Verges Krater loht!
Gedenk' des Judas Ischarioth!

Godesberg.

A. Baraniecki.

Auf Urlaub.

Durch wohlgehegte Fluren eilt der Zug
Und Forsten, deren Stämme aufrecht steh'n.
Ich seh' die Schnitter goldne Garben mäh'n,
Um unzerstörte Siebel Taubenflug.

Und Wagen fahren dort mit Feldgerät,
Das Korn zu bergen vor'm Gewittersturm,
Die Abendglocke klingt von einem Turm,
Drauf unversehrt der Wetterhahn sich dreht.

Und über allem spannt ein Himmel sich,
An dem kein weißes Wölkchen Eisen speit,
Und was dort oben stolze Kreise zieht,

Ist nur ein Bussardpaar, das stoßbereit
Zum Nachtmahl eine Feldmaus sich ersieht. —
Geht's wirklich heimwärts — oder träume ich?

Kurt B i g i n g.

14. III. 1915

* * *

Eine Kriegsfürsorgetarte.

Der als feinsinniger Literat bekannte Doktor Hans Freiherr v. Jaden hat ein sehr warmes Gedicht verfaßt, das nun mit einer guten Illustration auf einer offiziellen Kriegsfürsorgetarte (Nr. 115) erschienen ist. Das Erträgnis der hübschen Karte fließt den drei offiziellen Kriegsfürsorgestellen, Rotes Kreuz, Kriegsfürsorgeamt und Kriegshilfsbureau, zu. Jadens Gedicht lautet:

S e i d s t o l z !

Wenn Stärke sich mit Großmut paart,
So ist es deutsche Sinnesart.
Einmütig seid im Kampf ums Recht,
Die Selbstsucht haßt ein frei Geschlecht.
Seid stolz!

Mit freiem Aug' und offner Hand
Für Kaiser und für Vaterland!
Daß ihr den Weltkrieg mit erlebt
Und daß ihr opfernd dafür gebt.

Seid stolz!
Daß eure Söhne draußen steh'n
Für uns, für euch, für alle geh'n,
Die Heimat schützen gen den Feind,
In Not und Liebe stark vereint.

Seid stolz!
Nur Schufte sind voll Lug und Trug,
Seid ehrlich und euch selbst genug!
Das Schimpfen stört in großer Zeit
Den Ernst, die Lieb', die Einigkeit!
Seid stolz!

Dankes-Serenade.

Das Rote Kreuz in Hamburg hat folgendes Gedicht aus dem Felde erhalten:

Seit Monden hin mit frohem Mute
 Ich im französischen Revier:
 Auf einem alten Klostergute
 Gab' ich zur Zeit mein Hauptquartier,

Vor kurzem noch sah ich mitunter
 Ein festes Dach nur nachts im Traum,
 Jetzt haben wir's und schlafen drunter
 Zu 30 Mann in einem Raum.

Das Herrenhaus gibt seine Diele
 Zu diesem guten Zwecke her,
 In kriegerisch-modernem Stile
 Wirkt sehr intim das Interieur.

Was sonst im Leben unvereinbar
 Und meist im Reich der Fabel liegt,
 Hat die Notwendigkeit hier scheinbar
 Zu einem Ganzen fest gefügt.

Den Haufen Stroh, auf dem wir pennen,
 Eh' noch der junge Morgen tagt,
 Ein „Himmelbette“ zu benennen,
 Hatt' ich für kühn und sehr gewagt.

Und einen Eindruck, einen fremden,
 Macht es auf den Bedanten nur,
 Wenn er die frischgewaschenen Hemden
 Sieht auf der straffen Trockenschnur.

Wie heiter sie im Winde schwanen,
 Die Neugewaschnen, rein und frisch!
 Darunter steht aus alten Planken
 Gezimmert unser Speisetisch.

Grad' in der Mitte steht das Beste,
 Als Prunktisch dient es und zu Schau:
 Es sind zwei alte Bratenreste
 Von einer requirierten Sau.

Den Rest von einem Stückchen Schinken
 Plankieren rechts und links sehr nett
 'Ne Flasche Lagerbier zum Trinken
 Und eine Büchse Lederfett.

Und einen Eimer, einen alten,
 Sieht nebenan man auf der Bank,
 In seinem Innern ist enthalten
 Zumeist Arabiens brauner Trank.

Und eine frischgeschnitt'ne Rose
 Liegt auf dem Tisch von ungefähr,
 Just neben einer großen Dose
 Von überreifem Camembert.

Grad' neben mir schmiert seine Stiefel
 Ein Landwehrmann mit echtem Tran,
 Auch das empfindet ziemlich übel
 Der Sinn in meinem Niechorgan.

Ein kleiner Rest von Bier, ein feuchter,
 Den Grund der Flasche noch bedeckt,
 Jetzt dient die Flasche uns als Leuchter,
 In deren Hals ein Talglüht steckt.

Durch das Gerippe eines Fisches,
 In dem noch etwas Zwiebel klebt,
 Wird der Gesamteindruck des Tisches
 Auf's Vorteilhafteste belebt.

So haufen wir seit langen Tagen
 Und finden auch dies Leben schön,
 Nur mußten wir uns stets versagen
 Das liebliche Musikgetön.

Doch gestern, als wir längst schon schliefen,
 Ertönt' ein fester Männerschritt:
 Es bracht' der Bote mit den Briefen
 Schwer ächzend die Gitarre mit.

Nach schweren Tages Müh'n und Lasten,
 Wenn heimwärts die Gedanken zieh'n,
 Sol' ich sie jeko aus dem Kasten
 Und greife in die Saiten kühn.

Und eine Stimmung, eine traute,
 Senkt sich herab beim Kerzenschein,
 Wenn ich aus der gesandten Laute
 Entlocke süße Melodei'n.

Es strahlen heller denn die Lichter
 Beim Sang von Heimat, Weib und Freund,
 Noch heller aber die Gesichter,
 Die Frankreichs Sonne uns gebräunt.

Drum eine Dankes-Serenade
 Ertöne Euch jetzt uns'rerseits:
 Habt Dank am heimischen Gestade,
 Hab' Dank, Hamburger Rotes Kreuz!

gez. Wehrmann Sch. aus Hamburg.
 (Ref.-Feld.-Art.-Regt. 17.)

Der unt're Krieg.

D' Italiener san zeg'n uns
Mit Kanonen, Reiter,
Infant'rie; 's hat all's nix g'nugt;
Minderscht kewan f' weiter.

's Mail hab'n f' voll g'habt: All's g'hört ean
Bis Brud bei der Leitha;
Zagt hat's ean schon d' Red' verschlag'n,
Minderscht kewan f' weiter.

Unser Herrgott gibt ean g'nau
Alle Tag an'n Deuter:
"Na, falsch's Volk, Dir hilf' i net!"
Minderscht kewan f' weiter.

Aber, gel' ja, Herr der Welt,
Uns bleibst treu Begleiter,
Vorwärts führst uns gnädig, und —
Wir, wir kewan weiter!

M. Schadel.

Italienische Sonette.

(Vergl. die Unterhaltungsbeilage vom 9. Juli!)

Kulturaustausch.

Wie Kinder zittern sie, und tun wie Drohnen
Nichts, gar nichts, statt wie Männer sich zu wehren,
Sie beien zur Madonna und verzehren,
Im Dreck erstickend, faulige Melonen.

Ein halb Jahrhundert konnte sie nicht lehren,
Das Haus zu säubern, das sie frei bewohnen,
Und wenn sie nur die Lackhaussure schonen,
Das Loch im Strumpf darf keinen weiter scheren.

Wir sind für sie Barbaren. Gut! Es quält
Uns bitter, während wir im Nebel stieren,
Der Mangel jenes Hauchs, der sie befeelt.

Doch könnten, ohne Schätze zu verlieren,
Wir manches ihnen schaffen, was hier fehlt,
Mit ein paar tausend Unteroffizieren!

England in Florenz.

Im Pitti stand ich vor den Lieblingsbildern,
Hinein versenkt mit Andacht, Ernst und Fleiß.
Auf einmal stürmt's herein, Mann, Knabe, Greis
Und Weibchen jeden Jahrgangs, kaum zu schildern,

Versteht sich, Angelsachsen! Kalt und heiß
Lief's über mich, die Welt schien zu verwildern.
Vor der Madonna della sedia mildern
Das Tempo sie und sagen „very nice!“

Schon trieb der Manager sie wieder weg!
Er ließ sie nicht erst lange stehn und schwägen.
Für zwanzig Pfund kann man bei frei Gepäd

Das liebe Vieh in meterlangen Sähen
Durch Switserland and Italy nur hegen.
Mir aber fiel ein Wort ein . . . : Hagenbeck!

Rußland in Florenz.

Iwan spielt im Café mit Sergius Schach.
Sie rauchen jeder fünfzig Zigaretten
Und tragen schwarze Lederglanzmanschetten,
Denn mit der Wäsche steht's bei ihnen schwach.

Ob sie was essen? Keck wär's, drauf zu wetten!
Zu fesseln haust das Bölkchen unterm Dach,
Bis fünf Uhr morgens halten sie sich wach,
Wenn sie beim Tschai das heilige Rußland retten,

Ein paar Mannsweiber sitzen ihren Festen
Laut vor und schimpfen auf den faulen Besten,
Geschüttelt von der Freiheit heiligem Schauer

Beleben sie das Bild mit schönen Gesten.
Die Fingernägel tragen ob der Dauer
Der Tyrannei einstweilen Sandstrauer.

= Den Ausziehenden. Aus dem Nachlaß des im Januar d. J. bei Soissons gefallenen ostpreussischen Dichters Walter S e h m a n n ist ein Band „Kriegsgebichte und Feldpostbriefe“ (bei Georg Müller in München) herausgegeben worden, der jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. Wir entnehmen ihm folgende Gedichtprobe:

Den Ausziehenden.

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
daß dieser falle und jener heil heimwärts geht.
Doch später ist in Stein und Lieb zu lesen,
die im Kampfe fielen, sind unsere Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
ob einen die Kugel ausläßt oder herübernimmt —
Und bleibest du zu Hause und wärest nicht dabei,
in Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag ich, daß von allen
ich übrig bleiben soll, ein andrer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrig bleiben? warum denn ich?

Lumbingen - Muslingen
16./III. 1915

10

Du sollst dich freuen.

Von Cläre Gertrude Weber, Hamburg.

Du sollst dich freuen, denn die heil'ge Not,
sie hand dich los.
Nie war dein Leid so groß,
nie warst du selbst so groß.
Nie sahst du tiefer ewiges Gebot.
Was schwergereifte Frucht in träger Zeit,
gibt heut die Stunde tausendfach: die Tat!
Wann durftest je du auf den engen Pfad,
den dir zu bahnen deiner Müh' gelang,
herniederlächeln frei und götterweit?
Wann sahst du so in alles Werdens Reich?
Wann war dein zager Kleiner Menschengang
so mit dem Schritt der Enkeliten gleich?

Lieder aus dem Schützengraben.

Von Walter Hoerich.

Ver sacrum.

Wir trieben's wie der Strom uns trieb,
Durch lange, leere Tage,
Wir lebten keinem recht zulieb',
Uns selber meist zur Plage,
In müden Augen Neid und Spott
Ersrochen Stolz und Staunen —
Nicht Götzen hatten wir noch Gott,
Als uns're eignen Launen. —

Nun ward ein Morgen uns bescheert,
Ein nie gefühlter, neuer,
Die eignen Launen sind verzehrt,
In wunderstremdem Feuer.
Der Frühlingssturm durchbraust das Herz,
Der weß- und wirkensfrohe:
Aus alter Asche himmelwärts
Aufjubelt junge Loh.

Auf geht der Tag, wo Dunkel war,
Viel Ketten sind zerbrochen.
Ein Wunder ward uns offenbar
In jedem Pulsepochen,
Im Leuchten jedes Angeichts,
In jedem Büchsenknalle:
Du bist nichts mehr, und ich bin nichts,
Doch ewig sind wir alle —

Wir haben alle einen Schritt,
Wir haben eine Liebe,
Triffst dich das Blei, mich trifft es mit,
Du führst für mich die Hiebe;
Und wenn der Tod die Tat zerbricht
In unsern schwachen Händen: —
Wohl stirbt der Leib — der Wille nicht!
Der wird das Werk vollenden.

Aus unserem Kriegstambuch.

Friedrich Hebbel über Deutschland im Weltkrieg.

Nun gilt's! Noch einmal, hätt' ich bald gesagt —

..... Ich gleiche
 Dem Mann der Fabel, den der Löwe vorn,
 Der Tiger hinten packte, dem die Geier
 Mit Schnäbeln und mit Klau'n von oben drohten,
 Und der auf einem Schlangenkumpen stand.
 Gleichviel! Ich wehre mich, so gut ich kann,
 Und gegen jeden Feind mit seiner Waffe,
 Das sei von jetzt mir Regel und Gesetz.
 Wie lang es dauern wird, mich soll's nicht kümmern,
 Wenn ich nur bis ans Ende mich behaupte
 Und nichts verliere, was ich mein genannt.
 Dies Ende komme nun, sobald es will!

(„Herodes und Marianne“, 1. Akt, 2. Szene.)

Du weißt nicht, was du tust! Kennst du die Nyder?
 Ihr Griechen seid ein kluges Volk, ihr lasset
 Die andern alle spinnen, und ihr webt.
 Das gibt ein Netz, wovon kein einz'ger Faden
 Euch selbst gehört, und das doch euer ist!
 Wie leicht wär's zugezogen, und wie rasch
 Die ganze Welt gefangen, wenn der Arm
 Des Fischers nur ein wenig stärker wäre,
 Der es regieren soll. Da aber fehlt's!
 Ihr könnt durch keine Kunst die Nervenstränge
 Uns aus dem Leibe haspeln, darum stellen
 Wir uns viel blinder, als wir wirklich sind,
 Und geh'n zu unserm eig'nen Spaß hinein:
 Ein kleiner Ruck macht uns ja wieder frei!

(„Ogges und sein Ring“, 1. Akt.)

Besuch der Mutter.

Noch trennt mich die Tür und ein banger Blick
 Von seinem Schmerzenslager —
 Vielleicht schreke ich kraftlos zurück,
 Weil er so bleich ist und hager.

Vielleicht kommt mir wieder das Weinen heiß
 In die Augen gestiegen,
 Und er zürnt über die Tränen und will mich leis
 Und voll Liebe zu einem Lächeln bestiegen ...

Oder er jubelt mir mit dem Lachen entgegen,
 Das er als Junge lachte, wenn er im Baume saß,
 Und die Kirschen, den roten, saftigen Segen,
 In sein durstiges Mündchen aß ...

Oder ich sinke an seinem Lager nieder
 Und wühle mein Haupt in die Kissen ein. ...
 Oder wir sehen uns in die Augen wieder und
 wieder
 Und wollen beide nur von einander geliebt
 sein ...

Mein Herz, mein ganzes Sein erbebt.
 Ich öffne die Tür — ich muß ihn sehen —
 Herz, ich glaube, Dein Hämmern ist jubelndes Glück,
 daß er lebt!
 Herz, ich weiß: es wird ein stummes Umarmen
 geschehen ...

Hans Gahmann.

* Kaiserjäger an ihren Kommandanten. Aus dem 3. Bataillon des 2. Tiroler Kaiserjägerregiments erhalten wir folgendes Gedicht mit der Bitte um Veröffentlichung:

Der Hauptmann Graf von Walterskirch,
 Der führte stets uns an,
 Er führte uns in schneid'gem Sturm
 Den Zuckerhut hinan.
 Der Feind, der hielt uns zähe stand,
 Doch konnt' es ihm nichts nützen,
 Denn selbst die steilste Bergeswand,
 Wenn solch ein Führer zieht voran,
 Kann nicht den Segner schützen.
 Und als der Hauptmann später dann
 Von uns tät Abschied nehmen,
 Da standen manchem tapferen Mann
 Die Augen voller Tränen.
 Wir wünschen ihm, dem tapfren Held,
 Er möge bald gesunden,
 Und bitten Gott, den Herrn der Welt,
 Für ihn um gute Stunden.
 Als Vater haben wir ihn verehrt,
 Ein jeder war sein Sohn;
 Es hofft, daß er bald wiederkehrt,
 Sein drittes Bataillon!

Im Felde, Juli 1915.

[Versgrüße zwischen Heimat und Front.] Am 7. Juni veröffentlichte die Kölnische Zeitung ein Frühlingsgedicht der Schriftstellerin Baleska Cusig in Güstrow i. M., das einem unserer Krieger im Westen so gut gefallen hat, daß er an die Dichterin auf einer Karte mit einer künstlerischen Zeichnung des französischen Schlosses Fricourt folgende Antwort in Versen gesandt hat:

An Baleska . . .

Du sandtest Frühlinggrüße in die Ferne —
Und heißen Dank an Deutschlands wackere Streiter —
Der Lenzwind trug die zarten Blüten weiter,
Weit unter Rußlands, unter Frankreichs Sterne.

Im Schloßpark lieg ich träumend unterm Flieder —
Die Sonne lacht, und die Geschütze schweigen,
Als wollten vor dem Frühling sie sich nelgen —
Das Blatt mit deinen Versen gleitet nieder.

Und sinnend sucht mein Blick die Schloßruinen —
Rings lacht der Frühling um die kahlen Wände,
Die schon der Herbst sah, ach und noch kein Ende? —
Wozu kann, Frankreich, weitrer Kampf dir dienen?!

Benator Rhenanus.

Eine nähere Adresse war nicht beigegeben, nur die Angabe, daß der Verfasser im 14. Reserve-Armee-Korps steht. Frau Cusig sendet ihm nun, dem unbekanntem „rheinischen Jäger“ das nachstehende Antwortgedicht:

An Benator Rhenanus.

Heut kamen Grüße mir aus weiter Ferne —
Von Frankreichs schöner blutgetränkter Flur —
Sie suchten mich, und einem guten Sterne
Dank ich's, daß sie gefunden meine Spur.

Mein Frühlingssied drang hin, wo Fliedergluten
Umdüsteten das fränk'sche Schloß Fricourt —
Der Lenzwind trug mit seinen warmen Blüten
Gar heißen Dank nach Westschlands Blütenflur

Den Dank von Deutschlands Frauen für die Helden,
Die uns beschützen vor des Feindes Wut!
Nicht weiß Geschichte Gleiches zu vermelden!
Und märchenhaft ist deutscher Waffenmut!

Doch dieses Dankeslied vernahm ein Krieger —
In seine Seele drang der Heimatklang —
Und er, der dort auf Wache steht als Sieger,
Grüßt mich dafür mit seines Liedes Sang.

Noch birgt er sich mir unter fremdem Namen.
Du, deutscher Jäger — sag' wer bist du — wer —?
Nimm hin die Grüße, die von Herzen kamen —
Du einer für das ganze deutsche Heer!!!

Traumlegende.

Von Albrecht Schaeffer.

Ich wachte auf zu halber Nacht
 Von einem leichten Silberklang.
 Ins Nebenzimmer lauscht ich da,
 Und abermal, als rief es, scholl
 Und abermal der Silberklang.
 So stand ich auf und ging dahin,
 Im Zimmer war der Mond zu Gast
 Und hatte alles hell gemacht
 Mit einem blauen Gelsterlicht.
 Es stand darin auf meinem Tisch
 Der alte, schöne Heilandskelch,
 Von dunkelblauem Glas, gefaßt
 In blanke Silberrippen dünn,
 Mit hochgeschwungnem Henkepaar,
 Auf dem ein flacher Deckel lag.
 Und sieh, der Deckel kipfte sich
 Und fiel und klang, und wiederum,
 Von laurer Armut so bewegt,
 Als melde sich Gefangnes drin.

Flugs trat ich hin und hob ihn auf,
 Da war das Glas hoch angefüllt
 Mit einer düstern Flüssigkeit,
 Und eine Stimme hört ich jetzt,
 Die leise, schlüch und lieblich sprach
 Als wie ein alter, alter Mann:

Ich bin der alte Heilandskelch.
 Du aber hast mich leer gemeint
 Und siehst nun: ich bin voll.

Vom vielen Blute voll bin ich,
 Vom Blute, das aus Liebe floß,
 Wie Heilandsblut aus Liebe floß.

Aus jeden Herzens Todeschnitt
 Ein Tropfen fiel — und füllte mich,
 Ich überreichlich voll!

O leere mich! O leere mich!
 Das neue Blut, noch vieles Blut,
 Wie nehm ich sonst es auf!

Und ich erschrak und wußte nicht,
 Wohin mit ihm, dem bittern Blut.
 Sollt ich die Blumen tränken wohl
 Im Fenster, — wie ertrügen sie
 Das bittere Blut? — Da hörte ich
 Die Silberstimme geistergleich:
 Du mußt es trinken, Mensch!
 Da kniet ich auf den Boden hin
 Und schlug die Hände vors Gesicht
 Verzagt und sprach: Ich kann es nicht!
 Sprach eine Stimme über mir:
 Ihr Mensch seid so wunderbar . . .
 Wie schön verhallte das! —

Als ich nun auffah, stand allda
 Ein sanfter Mann in weißem Kleid,
 Dem brach ein Licht aus jeder Hand,
 Und eine Dornenkrone war
 Um seine lichte Stirn gelegt.
 Der nahm den Kelch und hob ihn auf
 Und setzt ihn an die Lippen still,
 Und seine Augen beteten,
 Dieweil er trank. — Dieweil er trank,
 O Wunder, was erblickt ich da:
 Auf brach es in dem Dornenring
 Wie Tropfen, Tropfen dunkelrot,
 Wie große, dunkle Knospen schon,
 Und Rosen schwarz und dunkelrot,
 Die blühten da und dufteten
 Und drängten sich zu überreich,
 Und fielen ab und rieselten
 Auf seine lichten Schultern, auf
 Die Hände, auf den Boden hin,
 Und eine rührt' an meine Stirn.

Die brannte lichte wie ein Ruß —
 Und im Erwachen hörte ich
 Choralgesang, der feierlich
 Fortschwebte durch die Nacht:

Blut der Liebe treibt noch immer Rosen
 Um des Welterlösers Haupt.
 Wer da glaubt,
 Wird gewiß den rechten Weg erlösen.

Was ihr tut —
 Die Gerechtigkeit geht euch zur Seite,
 Führt ein guter Glaube euch zum Streite. —
 Heilig, heilig, heilig euer Blut!

Paula Wunderlich.

Dresden 1849.

Ich steh im Schützengraben, Blick zum Feind —
seltsames Bildnis, das mir jäh erscheint:

Getroffen, wankt er. Fahl wird sein Gesicht:
„Was du versprochen, Freund, vergiß es nicht!“

Die Lippen lassen. Taumel packt den Sinn,
dumpf an der Barrikade fällt er hin.

Sie steht im Garten, hört das Kampsgebräus,
bittet erbebend Kelch um Kelch sich aus.

Abends — o wär's schon! —, wann er wiederkehrt,
sei ihm der schönste Rosenstrauß verehrt.

Da schleicht verstörten Blicks die Botschaft her:
„Der, den du liebst wie keinen, lebt nicht mehr.“

Hinsinkt ein Strauß, hinsinkt ein Mädchentraum,
doch neuer Heldenwille ruft nach Raum.

Sie stürzt zur Stätte, wo der Freund ihr fiel.
Verloren scheint Rebellenkampf und Ziel.

Sie reißt die Fahne auf, reißt auf den Mut,
ihr Blick glänzt hell, ihr Wort klingt weit und gut.

Und nie ergab die Barrikade sich,
auf der du kämpfdest, Paula Wunderlich.

Seltsames Bildnis, das mir jäh erscheint.
Ich steh im Schützengraben, Blick zum Feind.

Doch kommen kann's: und Taumel packt den Sinn
und mancher Junge unter uns sinkt hin.

Ihr holden Mädchen fern im Heimatshaus,
Träumt ihr von Wiederkehr und Rosenstrauß?

O träumt auch anders, bitter, aber groß!
Wie wollt ihr leben, trifft uns schwarz das Los?

Es ragt — schaut auf! — durch all das Zeitengrau
ein unsichtbarer Barrikadenbau.

Urewig wagt, den wenigsten bekannt,
der Kampf des Menschen um sein Zukunftsland.

Durch unser letztes Träumen will es gehn:
auch euch als Führerinnen dort zu sehn.

Josef Luitpold.

Die alte Mutter spricht.

Meiner letzten Lebensstage
Traum und Glück warst du allein.
Ach, wie gern hätt' ich gegeben,
Kind, für dich mein altes Leben,
Blühte dir nur Sonnenschein!

Wist so Kühn hinausgeritten
Wie ein Prinz auf stolzem Roß . . .
Hat's das Schicksal nicht gelitten,
War umsonst mein Fleh'n und Bitten,
Hat erreicht dich das Geschöß.

Nichts ist übrig mir geblieben,
Hab' geschenkt mein letztes Gut;
Aber blüh'n muß jetzt die Erden,
Aber Köstliches muß werden,
Kind, aus deinem Opferblut!

S. D. Sangor (Orioni).



Zeit-Strophen.

Wie wird das sein? So fragen wir —
 Da war noch Frieden weit und breit.
 Da führten nur auf dem Papier
 Die Völker ihren alten Streit.
 Wir fragten bang: Wie wird das sein,
 Wenn statt des Wortes Mirt die Faust,
 Wenn einft bei rotem Feuerschein
 Der Kriegsturm durch die Lande braunt?

Ach, heute fragen wir nicht mehr!
 Wir kennen jetzt nur allzu gut
 Die langen Nächte sorgenschwer,
 Die Tage, Schwül von Kampfeslut.
 Was keiner wägt, was keiner mißt,
 Der Opfer Zahl, die Last der Pein,
 Wir wissen leider, wie es ist,
 Wir fragen nicht: wie wird es sein?

Was selbst in Nierträumen nie
 Gestalt gewann, so wußt und soll,
 Was keines Teufels Phantastie
 Sich ausgemalt so grauenvoll,
 Das ist nun ein alltäglich Bild,
 Das jeder sehn und glauben muß,
 Und un're Neugier ist gestillt,
 Gesättigt bis zum Ueberdruß.

Noch auf die Lippen drängt sich neu
 Die alte Frag': wie wird das sein?
 Durch Waffenlärm und Kriegesgeschrei
 Könt fernher Glockenton herein.
 Wir hören, was da klingend mahnt,
 Verstehen, was da mahnend klingt,
 Ja, die gequälte Seele ahnt
 Den Tag, der die Erlösung bringt.

Wie aber wird der Haß und Streit,
 Der heute lobt, zur Ruhe geh'n?
 Wie werden wir, verhebt, entzweit,
 Die Luft sich wieder schließen seh'n?
 Wie wird das Blut- und Tränenmeer
 Bereiben nach so wider Mut?
 Der Zukunft Siegel löst sich schwer,
 Wir fragen, und uns sinkt der Mut.

Als wär' es eine fremde Welt,
 Die hinter uns in Nebeln liegt,
 Als hätte nie auf stillem Feld
 Der Landmann ruhesam gepflügt,
 Als hätt' ein fröhliches Gemüt
 Sich nie vergnügt bei Sang und Wein,
 Als hätt' der Frieden nie geküßt —
 So fragen wir: wie wird das sein?

Glorian.

Die Zurückbleibende.

Wenn mich die harte Arbeit fast
erdrückt,
Und mit verneinender Gebärde
Mein Haupt sich neigt, macht eins mich
noch beglückt:
Daß ich Dich wiedersehen werde!

Nimm mir die letzte, holde Hoffnung nicht:
Daß mir noch einmal Deine Augen
strahlen,
Und daß mein müdes Selbst nach tausend
Qualen
An Deinem Herzen stumm zusammenbricht.
Gottes Sehnsucht.

Fieberträume.

J. Schrönghammer-Heimdal.

Schmerzlich zucken die Glieder,
Nacht, du lastest so schwer.
Decke, wie drückst du mich nieder,
Ach, ich atme kaum mehr.

Plötzlich Granatenbersten —
Dampfer, quälender Wahn.
Sind wir heute die ersten?
Kommen wir morgen dran?

Liegen wir auf der Lauer
Hart an der Grabenwand?
Qui — da stürzt eine Mauer,
Splittert ein Unterstand.

Du, wo kämpften wir gestern?
Und wo sind wir heut?
Da — sind das freundliche Schwestern,
Lächelnd im lichten Kleid?

Poltern von schweren Tonnen
Wälzt sich die Straßen hin.
Sind das Fuhrparkkolonnen,
Feldküchen, Artillerien?

Und jetzt brüht es wieder
Dampf von Decken herab.

Schmerzlich zucken die Glieder —
Liegen wir schon im Grab?

Hände tasten im Dunkeln,
Leis eine Stimme spricht: —
Plötzlich Blitzen und Funken —
Licht — elektrisches Licht!

Bonnigem Wissen muß weichen
Dampfer, quälender Wahn.
Funken von Rädern und Speichen —
Rattern — die Straßenbahn.

Und aus erwachenden Gassen
Fliegt ein Kinderreim.
Wunder, nicht zu fassen:
Bin ich wirklich daheim?

Die schönen Mädchen.

Eines will mir große Sorge machen
 Zu des Krieges eisenharter Zeit:
 Daß zu Haus die schönen Mädchen lachen
 Und ich bin so meilenmeilenweit.
 Fern im Feld steh' ich bei der Kanone,
 Feure tausend schwere Kugeln ab,
 Und zu Haus lacht aller Schönheit Krone,
 Ohne daß ich etwas davon hab'.

Hier im Feld erfüll' ich Stund' um Stunde
 Meine heilige Soldatenpflicht;
 Fern daheim von manchem schönen Munde
 Kommt ein Lachen, und ich seh' es nicht.
 Doch ich will mich darum nicht verfeinden
 Mit dem holden weiblichen Geschlecht;
 Wenn zu Haus die schönen Mädchen weinten,
 Si, das wäre mir erst recht nicht recht!

Lachet denn in heimatlicher Ferne,
 Schöne Mädchen, bis der Tag erscheint,
 Wo ich einfahr' in die Stadtkaserne
 Und die gleiche Lust uns wieder eint.
 Wenn als Sieger wir die Rosse führen
 Heimwärtslehrend von dem kühnen Ritt,
 Lachet froh aus Fenstern und aus Türen,
 Schöne Mädchen, und ich lache mit!

Hochstetter.

An Johann Gabriel Seidl.

Zu seinem vierzigsten Todestage.

(18. Juli 1915.)

Vierzig Jahre sind entschwunden,
Seit Du, Meister, heimgefunden
In das Reich der Ewigkeit;
And're Dichter kamen, gingen,
Neue Sänger heute ringen
Um die Kränze uns'rer Zeit.

And're Menschen, and're Lieder,
Manches Alte sank darnieder,
Konnte sich behaupten nicht;
Doch der Geist, er blieb der alte,
Der aus Deinem „Gott erhalte“
So ergreifend zu uns spricht.

Diese schlichten Herzensstöne
Uns im wilden Kampfsgebröhne
Trostreich mehr als je umweh'n;
Mag der Sturm auch noch so wüten:
Schimmern werden neue Blüten,
„Oesterreich wird ewig seh'n!“

Alfred v. Wurmb.

= [Vor dem Sturm.] Aus den Schützengräben
im Westen geht uns folgendes Kriegsbild zu:

Ich lauere, vorgebeugt, am Sappenlopf
Und fasse fester mein Gewehr beim Schopf.

Bedrohlich raunt die gute Mutter Nacht,
am Hügel hochend, von der nahen Schlacht.

Die Schützengräben kriechen stumm und bang
an dem verwitterten Gehölz entlang.

Es dunkelt, und ein nasser Rebel klebt
am Erdboden, der ahnungsvoll erbebt.

Wir haben das abschüssige Gebierr
vor unserer Grabenfront unterminiert

und bohren in der Feinde lockere Reihen
wie unterirdische Drachen uns hinein.

Heute geschieht der letzte V�delschlag —
heute, heute ist unser Erntetag!

Dies weiß ich, und so press' an mein Gewehr
die bleiche Hand ich doppelt fest und schwer.

Die Mutter Nacht, am Hügel hingebuckt,
verhüllt ihr Angesicht, das schmerzhaft zuckt,

und hebt die langen Arme seufzend auf
und — läßt dem Schicksalswagen seinen Lauf.

Ich spür' den Tau und Rebel am Gesicht
und rede Wein und Hals und rühr' mich nicht.

Plötzlich — die Erde bäumt sich wild empor —
prallen zwei Donnerschläge an mein Ohr.

Und, viehisch brüllend, aus dem Höllenschloß
reißen sich fürchtbare Dämonen los.

Ein Flammenschein, der keine Grenzen kennt,
klettert rasend empor am Firmament.

Gewehre knattern unaufhörlich, und
Kanonen spei'n aus ihrem Feuerchlund

tausend glühende Eisenstücke aus —
Aufruhr erfüllt der Welt gewaltiges Haus!

Die Augen aufgerissen starr und weit,
steht ich im finstern Graben sprungbereit.

Ich freue mich, daß die Musik der Schlacht
mich stark und heiter und verwegen macht,

und brenne, stampfend wie ein edles Tier,
vor lauter ungestümmem Kampfbegier.

Gaus Harbed.

L. Reichsbankpräsidenten habenstein als Dichter. Die erfolgreiche Goldsammlung an der katholischen Volksschule in Piesh gab den Schülkinderu Anlaß, an den deutschen Reichsbankpräsidenten Havenstein ein auf den Goldsuchs bezüglisches Gedicht zu senden. Als Antwort darauf schickte Havenstein, wie die Berliner Neuesten Nachrichten mitteilen, ein Postpaket mit Schokoladenzwanzigmarkstücken und eine Photographie mit folgender Begleitschrift:

Habt Dank, ihr Jungen und Mädels,
 Daß ihr mir helfen wollt,
 Mit diesem Handgeld nehm ich
 Euch gern in meinen Sold.

Ihr reißt euch an den Kämpfern,
 Die draußen in Waffen und Wehr
 Für unser Vaterland ringen —
 Glückauf, mein kleines Heer!

Wie sich für dieses Ringen
 Das Gold dem Eisen gesellt,
 Zeigt, daß auch deutsche Jugend
 Mit Männern Wache hält.

Holt nur heraus die Füchse
 Die Füchse von lauterem Gold!
 Ihr jagt damit die Wölfe,
 Die uns ans Leben gewollt.

Mit herzlichem Gruß an Euch und Eure Lehrer

Havenstein.

Tage am Rhein.

Nie sah ich dich so prangend
In deiner Schönheit Blüte stehn,
Und doch hat heiß verlangend
Mein Herz dich Tag und Nacht gesehn.
Ihr Träume und ihr Lieder,
Nun flattert ferne und verwaist . . .
Mein Rhein, ich seh' dich wieder
Und weiß erst heut', was Liebe heißt.

Ich möcht' die Augen weiten,
Dich anzusehn mit einem Mal . . .
Lah, Führmann, langsam gleiten,
Ganz langsam nur dein Schiff zu Tal.
Von goldnen Sonnennehen
Umspannen, stam ich Knabengleich . . .
An Wundern und an Schätzen
Wußt' ich dich nie so überreich.

Noch liegt im Ohr des Dröhnen,
Das Loben der Geschütze schwer;
Noch trägt mein Herz das Stöhnen
Der wundgeschoss'nen Brüder her.
Da bannst den Blick dein Bildnis
Und reißt mich jach zu dir zurück.
Der Walfstätt blut'ge Bildnis
Zahlt nicht zu hoch zu deinem Glück.

Nur Tage kann ich weilen,
Ich trink den Becher leer im Flug,
Mit Weib und Kindern teilen
Will ich der Heimat Atemzug
Und zu den Brüdern bringen
Ins Blachfeld all den Sonnenschein,
Und wie ein Kampflied singen:
Ich sah den Rhein! Den deutschen Rhein.

Rudolf Herzog.

Entscheidet euch!

Wißt ihr, was jetzt durch alle Menschheit schwingt?
Spürt ihr den wucht'gen Ernst der Zeitenwende?
Die Gottheit sprach: durch alle Seelen ringt
Dies große Ringen auf dem Schlachtgelände,
Ja, dröhnt als Trageruf durch's ganze All.
Entscheidet euch: wo wollt ihr künftig wohnen?
Entscheidet euch, ob Gottheit, ob Dämonen!
Entscheidet euch, ob Tempel oder Stall!
Dies ist der Sinn der trachenden Kanonen.

Friedrich Diefenbach

n [Ein Zeitgedicht von Carmen Sylva.] Aus Berlin wird uns gemeldet: Der Verein für Kindervolksliedchen und Volkskinderhochze hat sich an die Königin-Witwe Elisabeth von Rumänien gewandt, um von ihr einen literarischen Beitrag für seinen Almanach zu erbitten. Hierauf ist dem Verein folgendes Gedicht in einem Handschreiben von Carmen Sylva durch den Professor an der Universität Bukarest Alexander Tzigara-Samurcas zugegangen:

„Fahnen.

Die heiligen alten Fahnen und ich
Wir sind vereinsamt, so weggestellt
In Ehren, legendenhaft, feierlich,
Doch nicht mehr brauchbar für diese Welt.
Die Schlachten, die wir geschlagen han,
Die ließen uns etwas zerstücht, zerseht.
Nun müssen wir zusehn und stillestahn,
Und andere Helden, die feiern jetzt;
Die heiligen alten Fahnen und ich
Wir kommen am Jubeltage herans.
Sonst stehen wir still und feierlich
In ernster Andacht und beten zuhaus!

Carmen Sylva.

Dem toten Freunde.

Von Bruno Goeh.

Du, Jugend mir und Tanz und klare Helle,
Weh daß du sankst in ungestaltete Nacht,
Weh, daß dein flammend Auge nicht mehr wacht
An meines Wirkens dunkler Toreschwelle.

Auffschäumte jäh die heiße blutige Welle —
Du neigtest ernst dich ihrer Liebesmacht
Und hast dich fromm als Opfer dargebracht,
Hindlutend in die heilig-eine Quelle.

Des Nachts im Traume seh ich jach dich reiten,
In Wolken schwingst du eine goldne Lanze,
Sternnebel stäubt vor deinem weißen Pferde.

Viel tausend Brüder stürmen dir zur Seiten
Hindbraust Musik in ungestümem Glanze
Und stirbt als wirrer Nachhall auf der Erde.

Feldjurisprudenz.

Ein hübsches Gedichtchen, das sich mit den Gewinnaussichten unseres „Prozesses gegen Frankreich“ beschäftigt, veröffentlicht die „Deutsche Juristen-Zeitung“. Es stammt von dem Gerichtsassessor Dr. Erich Bry, der als Gefreiter in einem Reserve-Feldartillerie-Regiment vor Verdun steht, und lautet:

„Lange Zeit droht Frankreich schon
Uns ja nun mit Ermission.
Weil wir ihm zwar Zuckerhüte
Schicken, aber keine Riete.
So verhandeln gegenseitig
Wir nun schon seit Monden streitig.
„Wie“ — fragt der Jurist sich innen —
„Wer wird den Prozeß gewinnen?“
Und er sieht die Schützengräben
Tief und immer tiefer streben,
Und er sieht der Unterstände
Felsentief gehauene Wände,
Sieht, wie sich die Pferde radern,
Frankreichs Boden zu beackern.
Das nennt er, ohn' Recht zu brechen,
„Bearbeitung der Oberflächen“,
Drum muß, wird er konstatieren,
Frankreich den Prozeß verlieren:
Eigentum hat Deutschland schon
Längst durch — Spezifikation.“

20. VII. 1915

Es blüht eine wilde Rose im Wal.

(Lied einer Mutter.)

Es blüht eine wilde Rose im Wald
Weit drinnen in Feindesland,
Sie ward meinem Jüngsten zu Haupten gesetzt
Von eines Kameraden Hand.

Und die Rose grünt und blüht alle Jahr,
Und lacht in die Welt hinein,
Und ist so ganz, wie mein Jüngster war,
So voll Leben und Sonnenschein.

Es blüht eine wilde Rose im Wald,
Hell wie meines Jüngstens Gesicht,
Ich weiß, sie blüht; doch wo, ja das,
Nur das eine, das weiß ich nicht.

Heinrich T i w a l d.

20. VII. 1915

Die Flagge rot-weiß-rot.

Zum 20. Juli 1915.

Die Adria ist uns're Braut,
Im Schlachtdonner angetraut;
Ihr gab vor Lissas Felsen schroff
Den Hochzeitskuß Held Tegethoff.
Austro-österreichs Flagge rot-weiß-rot
Verheißt uns Sieg, dem Feind den Tod.

Für immer unser ist die Flut,
Sie glühert in der Sonne Glut
Von Grado bis Valonas Strand;
Sie ist ein Stück vom Vaterland.
Austro-österreichs Flagge rot-weiß-rot
Verheißt uns Sieg, dem Feind den Tod.

So lang ein Hauch das Segel bläht,
So lang ein Mann am Steuer steht,
Soll uns nicht schrecken welscher Neid;
Wir halten durch im bitt'ren Streit!
Austro-österreichs Flagge rot-weiß-rot
Verheißt uns Sieg, dem Feind den Tod.

Des Seemanns felsenfester Mut,
Des Fliegers Herz und kaltes Blut,
Des Kanoniers trefflicher Schuß
Bot Welschland gestern Oesterreichs Gruß!
Austro-österreichs Flagge rot-weiß-rot
Verheißt uns Sieg, dem Feind den Tod. A. R.

= [Sommer 1915.]

Dunkelnde Bäume — die Kronen wiegen
Im Sommerwind; Gärten duften herein
In die Allee. — Den Sonnenschein
Sieht man wie Tupfen im Kiesweg liegen.

Sie sitzen nun auf den Bänken und schauen
In die Schatten, in die Sonne, verträumt und starr,
Wie lauschend, wie wartend. Was war? Was war?
Sie sitzen in ihren verschliffenen, grauen
Nöden, ganz still — und ernst. Als wäre
Die Seele noch in der Schlacht — mit dem Heere . . .

Sie sitzen in ihren verschliffenen grauen
Nöden mit ernstern Mienen. Sie schauen
In wiegende Schatten und Sonnenschein
Und atmen den Duft, der weht herein.

Von stillen, friedvollen Gärten. — O Süße
Des Friedens, der Heimat! O Sommerduft!
Aber fern — atmend unfreudiger Fremde Luft —
Stampfen den Boden Millionen Füße

Durch tobende Schlacht . . . bei lautem Gebrüll
Der Geschütze, im Qualm — in den Feind, in den Feind!

Hier atmet die Stille. Und Sonne scheint,
Gärten duften mit Blütenfülle — —

Sie sitzen in der Allee auf den Bänken
Und schauen ernst und denken — denken —

Raoul Rötiger.

Die Witwe.

Wir sitzen in des Abteils schwüler Enge
untereinander fremd und unbekannt,
Schachteln und Koffer schaukeln im Gehänge,
das sich ob unsern müden Köpfen spannt.

Hinbraust der Zug — die meisten Beute schwängen
von dieses Krieges Segnungen und Not;
Unsinn und Klugheit kollert von den Plätzen
und schlägt den Schlaf gar mancher Augen tot.

Nur gegenüber meinem Blick sitzt stille
ein junges Weib in einem schwarzen Kleid,
sie ist ein tief in sich versunk'ner Wille,
ein armer Stein im schwarzen Brunnen Leid.

In ihrer Augen trüberstarkem Grunde
sitzt Sehnsucht nach dem Tode ernst und grau.
Mir unbewußt entfährt es meinem Munde:
Nicht wahr, du bist sehr müde, arme Frau?

Alfons Pechold.

Die Jünglinge.

Wir träumten alle von einem Morgenrot,
Das unsere unheiligen Fahnen einst grüßen sollte,
Und es war keiner, der nicht den harten Tod
Und das härtere Leben wortlos dran wagen wollte.

Nun gehen wir alle stumm, in großem Verein,
Unter alten, heiligen Fahnen dem Tod entgegen,
Und suchen für unser versunkenes Einsamsein
In fiebernden Nächten die Hoffnung, den Sinn
und den Segen.

Kein Stern doch erlosch — und neue flammen
empor!
Unendliche Saat wird blüh'n aus unendlichem
Morden.

Dann ist aus unseren einsamen Stimmen ein Chor
Von orgelbrausenden Menschheitsliedern geworden.

Martin H o e h l.

Ruhe, Germania!

Von Albrecht Schaeffer.*)

Ruhe, Germania, ruh in dir immer!
Rüste die Säle und schmücke die Zimmer,
Herrin im Hause, das Reichtum umfaßt,
Das auf dem bergigten Fels sich erhebet,
Schönes Juwel über Ebenen schwebet,
Immer gewärtig des Gottes, der naht.
Lasse die andern in trüberen Lüften
Spüren nach Gold an den gleichenden Küsten,
Tiefer nach innen du strahle die Tat!

*) Von Albrecht Schaeffer, dem Lyriker, erscheint in wenigen Tagen im Inselverlag zu Leipzig ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte“. Wir drucken das obige Gedicht mit Genehmigung von Verfasser und Verlag daraus ab.

Schwinge die Sichel, die Axt und den Hammer,
Ruhelos rührig in glühender Kammer,
Immer gewärtig des Gottes, der naht.

Nicht unter Meere nach Perlen zu tauchen,
Sklaven der Indien als Taucher zu brauchen,
Ward dir bestimmt bei der Schicksale Saat:
Kräftig zu schaffen in eignen Bezirken,
Werben ums Erbe, ins Ewige wirken —
Immer gewärtig des Gottes, der naht.

Sich in der Feinde ergrimtem Bestürmen
— Daß du die Festigkeit fühlst in den Türmen,
Schicksals Versuchung — verhüllt ist sein Pfad.
Zürne und blühe zur Stunde des Jornes,
Sanftmut doch wahrst du wie Gold deines Kornes:
Immer gewärtig des Gottes, der naht.

Heimse aus Bergen und Ebnen und Weibern
Schätze, einst glorreiche Hochzeit zu feiern!
Ist auch bereitet das Mahl und das Bad?
Ruh in dir selber, gewaltig vertrauend,
Rüstiger Arme, ins Ewige schauend —
Immer gewärtig des Gottes, der naht.

[Die Lebenden an die Toten.] Ein Feldgrauer sendet aus Flandern die folgenden tief und echt empfundenen Verse, die ihn beim Betreten des Friedhofes eines Reserve-Feldlazarets bei Hutholz ergriffen, über dessen Eingang sie auf einer Tafel angebracht waren:

Dem Andenken der gefallenen Kameraden.

Die Ihr Blut und Leib und Leben
Für uns habt dahingegeben,
Tote Brüder, nun ruht aus!
Keines Schmerzes weher Schrecken
Kann aus diesem Schlaf Euch wecken;
Ruhet aus, Ihr seid zu Haus.

Aberstanden ist die Hölle
Der Granaten und Schrapnelle,
Nun schüht Mutter Erde Euch,
Durst und Hunger, Frost und Fieber,
Sturm und Regen sind vorüber,
Mutterschoß ist warm und weich.

Aber wir, die wir hier oben
Noch im Sonnenlicht, geloben
Eins Euch in die Gruft hinein:
Nicht umsonst habt Ihr gestritten,
Nicht umsonst habt Ihr gelitten;
Eure Erben woll'n wir sein!

Eurer schweren Arbeit Erben,
Erben selbst von Not und Sterben,
Alles geh' von Hand zu Hand.
Erben Eures Herzens Brennen
Für das Höchste, was wir kennen —
Deutsches Volk und Vaterland!

Ein Seemannslied von Otto Weddigen.

Als Otto Weddigen, der Kapitän des deutschen U 9, dessen Taten diesen Krieg um Jahrhunderte überdauern werden, den Heldentod fand, da erzählten seine Kameraden, daß der kühne deutsche Mann in seinen Mußestunden oft am Schreibtisch saß, um seine, empfindungsvolle Gedichte zu produzieren. Ein solches Gedicht von Otto Weddigen, das vor sechs Jahren in der deutschen Jugendschrift *Der Jugend-Kamerad* erschienen war, lautet:

Schau, wie die Wimpel flattern
Im Winde hin und her,
Hört, wie die Planen knattern —
Stolz geht das Schiff zu Meer:
Viel hundert Hände hatten
Und höher wächst der Mut,
Hurra, ihr schlanken Masten,
Das Schiff durchheilt die Flut.
Fest wie der Turm aus Fels und Erz
Harrt aus das wad're deutsche Herz!

Hurra! du deutsche Flotte,
Die tapf're Seemannsbrust,
Beschirmt vom deutschen Gotte,
Schlägt laut vor Stolz und Lust!
Den Brüdern über'm Meere
Zu bieten Herz und Hand,
Zu dienen stets als Wehre
Dem fernen deutschen Land.
Fest wie der Turm aus Fels und Erz
Harrt aus das wad're deutsche Herz!

Gezimmert ward in Schlachten
Daheim ein mächt'ges Haus,
Es ward zu eng, drum trachten
Viel tausend nun hinaus.
Es gilt nicht zu verlieren
Was deutsche Kraft dort schuf.
Sie, un're Wimpel führen
Der Zukunft neuen Ruf.
Fest wie der Turm usw.

Fest wie des Seemanns Seele
In Wettersturm und Not,
Aus seiner freien Kehle
Lönt's treu bis in den Tod!
Der Seemann führt zum Siege
Sein Schiff um Riff und Kap,
Das Meer ist seine Wiege,
Das Meer sei auch sein Grab.
Fest wie der Turm usw.

Hurra! Hurra! ihr Wogen,
Hurra! du blaues Meer,
Wie kommt ihr angezogen
Ihr Schiffe stolz und behr!
Beschirmt vom deutschen Gotte,
Von schwieler Seemannshand;
Heil dir, du deutsche Flotte,
Heil dir, mein Vaterland.
Fest wie der Turm usw.

Lezter Gruß.

(Den gefallenen Lehrern.)

... Und ruht Ihr auch in fremder, kühler Erde
Von Kampfesmüh'n und schweren Leiden aus,
Und wütet über Euren Hügeln weiter
Des wilden Kampfes Sturmgraus:
Ihr seid nicht tot! Lebt fort in Euren Schülern,
Ob auch vergebens trüber Blick Euch sucht!
Und Eure Saat, gelegt in junge Herzen,
Sie geht nun auf, bringt tausendfält'ge Frucht!

Julie Pfeifer.

Der Prinz von Meiningen.

Ballade von Walter Flex.

Friedrich, den Prinzen vom Stamme Wettin,
Männer und Knaben, kennt ihr ihn?
In euren Herzen baut ihm den Thron,
Dem toten Meiningener Fürstensohn!

Er focht für Deutschland. Wer tat das nicht?
Ganz Deutschland wurde ein Heldengedicht.
Er starb für Deutschland. Was Fürst, was Bauer!
Wir sind eine graue lebendige Mauer,
Darein der eiserne Hagel segt
Und wahllos blutige Bresche schlägt.
Und dennoch: Prinz Friedrich vom Stamme Wettin —
Alle Herzen sollen flammen für ihn!

Von seinen Taten will ich euch schweigen.
Einen blutigen Zettel will ich euch zeigen.
Seine Hand tat manchen preiswerten Hieb,
Ich preise das Wort, das sie sterbend schrieb.
Das Wort, das ich von ihm zu künden weiß,
Macht die Seele liebe- und liederheiß.
Ich weiß nur dies Wort. Doch ist es ein Wort,
Vor dem viel Heldenlorbeer verdorrt. . . .

Prinz Friedrich sank sterbend in blutigen Sand —
Die Lippen versagen. Nun spricht die Hand.
Die Finger bebten. Die Augen gehen
Im Kreise . . . Will mich denn keiner verstehen?
Der Prinz will schreiben. „Durchlaucht, hier!“
Die Schwerthand krampft sich um Stift und Papier,
Er strafft sich. Und schreibt mit stolzen, stillen
Augen den letzten Heldenwillen.

Blah bis in die Rippen der Adjutant
Sieht auf die zuckende, schreibende Hand.
Ihm ist, als umblühe das Haupt des Wunden
Der Kranz seiner festlichsten Lebensstunden.
Welche Blüte greift aus dem prangenden Strauß
Er sterbend zu Gruß und Andacht heraus?

Es rauscht wie von Schleppen aus Kerzenhellen
Weltfernen Schlössern . . . Aus Marmorställen
Kommt es wie Wiehern und Scharren von Hufen,
Wälder rauschen, und Jagdhörner rufen,
Stimmen aus Thüringens Burgen und Buchen . . .

Wen geht die fliehende Seele suchen?

Der Hand des Prinzen entfällt der Stift
Und ein Blatt voll krauser, blutiger Schrift.

Was ist's, das ein Fürst im Tode begehrt?
Was hält er der letzten Liebe wehrt?

Der Adjutant streicht den Zettel glatt
Und liest auf dem Blatt:

„Ich will, daß mich keiner von hinnen trägt
Und den Fürsten zu fürstlichen Ahnen legt.
Nichts von Fürstengruft und Sarkophag!
Hier sei meine Nacht! Hier war mein Tag.
Hier lieg' ich mit tausend braven Soldaten,
Gönnt mir den Schlaf unter Kameraden!
In das große, deutsche Soldatengrab
Senkt still mich zu den andern hinab!
Hier bleib' ich Kam'rad unter Kameraden,
Ihr Herzog und Bruder von Gottes Gnaden . . .“

Sonst nichts weiter? Nein, nichts als das.
Nichts von Liebe und nichts von Haß.
Was war's, das ein Fürst im Sterben begehrt?
Wen hält er der letzten Liebe wert?
Die Männer im Kreise rühren sich nicht.
Gottes Schatten fliegt über ein Heldengesicht . . .
So starb Prinz Friedrich vom Stamme Wettin.
Jedes Soldatenherz ein Altar für ihn!

Kriegsjahr 1914/15.

Zum 28. Juli.

Ein Frühlingssturm, der jäh den Eisdamm zerbricht,
Erbrauste es plötzlich. Noch glaubten wir's nicht:
„Der Krieg, der Krieg!“
Und nun war er da. Aber — mußte es sein —
Dann wußten wir, stellt auch der zweite sich ein:
Der Sieg, der Sieg.

Denn waltet ein Gott, der den Erdball bewegt,
Der Niedertracht, Habgier zu Boden schlägt
Im Krieg, im Krieg.
Vertilgend, was falsch und was nieder und schlecht,
Dann führt er, was bieder, was wahr und was recht:
Zum Sieg, zum Sieg.

Und gibt es ein Wesen, das über uns thront,
Das Opfermut, Treue und Tapferkeit lohnt:
Im Krieg, im Krieg;
Dann lenkt es durch wettersturmdräuende Nacht
Die Schützer des Rechtes in ruhmreicher Schlacht
Zum Sieg, zum Sieg.

Ein Jahr ist verflossen, der Nichtplatz das Feld,
Auf dem unsere Gegner vernichtet, zerschellt
Der Krieg, der Krieg.
So führte der Geist, der das Weltall erhält,
Die treuesten und tapfersten Krieger der Welt
Zum Sieg, zum Sieg!

Major Alfred Rubenstein.

Schlichte Größe.

Den Helden Tirols gewidmet.

Ihr habt bisher in Friedenszeit
In stiller Arbeitstätigkeit
Des Alltags Kreuz getragen;
Das Kreuz war grau, das Kreuz war hart,
Doch lachte Euch die Gegenwart
Und ließ Euch nicht verzagen.

Das Kreuz ward rot. Nun ragt's empor
Bis an das blaue Himmelstor
Vom weißen Gletscherrande ...
Rot ist die Liebe, rot das Blut,
Das Ihr als Euer höchstes Gut
Nun weihet dem Vaterlande.

Ein flammenroter Widerschein
Hüllt weithin Eure Berge ein
Und funkelt vom Gewände;
Hei, wie der Stuzen lustig knallt
Und hundertfältig widerhallt
Im felsigen Gelände!

Hei, wie der rote Haar sich rührt!
Der welsche Feind voll Grausen spürt
Die grimmen Schnabelstöße!
Heil Euch, Ihr Helden unverzagt,
Die freudig Ihr das Höchste wagt
In wahrhaft schlichter Größe!

Alfred v. Wurmb.

Fort Hensel — 1915.

Von einem Mitkämpfer auf Malbourghet.

Vom hohen Berg blick' ich ins stille Tal,
Durch das ein Silberband der Fella Wasser weben,
Gesäumt von Wäldern, über die sich lahl
Die Felsengipfel gegen Himmel heben.

Die Felder längs des Flusses wohlbestellt,
Die Häuser schimmern freundlich mir entgegen,
Doch ausgestorben scheint mir hier die Welt
Und niemand sieht das Aug auf Feld und Wegen.

Wer ist es, der von ihrer Scholle hier
Die Bauern trieb, die da das Feld bebauten,
Den Jäger aus dem stillen Waldrevier,
Den ruhigen Bürger aus dem Heim, dem trauten?

Das ist der Krieg, das ist der große Krieg!
Im schönen Mai kam er ins Land gezogen,
Der falsche Welsche hoffte bill'gen Sieg,
Doch hat er sich an Oest'richs Kraft betrogen.

Denn, wo das Tal des Hügels Tschalawat
Gleich einem Riegel abschließt, Eintritt wehret,
Liegt an dem Fels der erzgegoss'ne Leu,
Der alten Heldenmut den neuen Kämpfern lehrt.

Und drüben, dort wo Achtzehnhundertneun
Hensel und Rauch der Franken Vormarsch führten,
Auch heute Feuerschlünde furchtbar dräu'n
Aus mächt'gen Bauten, stein- und erzbewehrten.

Drum hat der Welsche reichlich aufgestellt
Der Schwergeschütze, fürchterliche Waffen,
Der Panzer kracht, der Fels zerschellt
Und tiefe Wunden in der Erde klaffen.

Doch Oest'richs Helden sieht das wenig an:
Denn stärker selbst als Panzerschild und Mauern,
Ist jener Geist, der Führer hier und Mann
Die Kraft gibt, unerschütterter auszubauern.

Du hast das Wort gesprochen, Prinz Eugen!
Wir schwören Dir, dem Feldherrn, es zu halten;
Siegreich soll über „Hensels“ Trümmern weh'n
Das Banner Oest'richs, das wir neu entfalten.

Und liegt zu Boden dann der welsche Feind,
Rehrt Landmann dann und Bürger heim in Frieden,
Dann sei in stolzer Trauer erst geweint
Die Träne jenen, die als Helden schieden.

Für sie auch zeuge dann der erz'ne Leu,
Malborgeths ew'ges Heldenruhmeszeichen,
Dass Oest'richs Krieger in erprobter Treu'
Ausharrend, kämpfend fallen, doch nie weichen.

H. M.

[Das Eiserne Kreuz der Mütter.] Wir erhalten nachstehendes stimmungsvolles Gedicht:

Den Söhnen für Mut und Tapferkeit
Der Kaiser das Eiserne Kreuz verleiht;
Sie tragen's am schwarz-weißen Bande.
Daheim, versteckt zwar unter'm Kleid
Trägt ein Kreuz, geschmiedet aus Schmerz und Leid,
Jede Mutter im ganzen Lande.

Baronin Paula Zedtwitz."

24. VII. 1915

= [Kriegssommer.] Der „Simplizissimus“ bringt folgende Strophen von Dr. D w I g l a h:

Und geht die Sonne hoch hin durchs weite deutsche Land:
überall, überall, winkt ihr ein goldenes Ackerland.
Und weht der Wind wohl über tausend Meilen her:
viel hunderttausend Morgen beugen sich ihm ährenschwer.

Aus Gold und reifem Duft leuchtet der Mohn so rot...
Da wird uns weh, und wir denken derer, die da tot.
Blaue Kornblumen grüßen uns mit treu verschwiegenem
Mund.

Wir danken euch, ihr Brüder alle, aus Herzensgrund!

Ein neues Gedicht von Carmen Sylva. Der Verein für Kindervolksküchen und Volkskinderhorte in Berlin hatte die Königin-Witwe Elisabeth von Rumänien um einen literarischen Beitrag für seinen Almanach gebeten. Hierauf ist dem Verein folgendes Gedicht in einem Handschreiben von Carmen Sylva durch den Professor an der Universität Bukarest, Alexander Tsigara-Samurcas, ausgegangen:

„Fahnen.“

Die heiligen alten Fahnen und ich,
Wir sind so einsam, so weggestellt,
In Ehren, legendenhaft, feierlich,
Doch nicht mehr brauchbar für diese Welt.
Die Schlachten, die wir geschlagen han,
Die ließen uns etwas zerstüct, zerfest,
Nun müssen wir aufseh'n und stille stahn,
Und andere Seldn, die feiern fest,
Die heiligen alten Fahnen und ich,
Wir kommen am Jubeltage heraus,
Sonst stehen wir still und feierlich,
In ernster Andacht, und beten zu Haus.

Carmen Sylva

25./III. 1915

[Schwere Granate.]

Ganz langsam kommt es herangeschlürft,
Ein wildes Heulen, ein Krach auf ein Mal,
Die Luft erdröhnt von zerspringendem Stahl,
Und ein Krater raucht, der Flammen wirft.

Da — mitten im Rauch, der die Flamme umbedt,
Aufsprang eines Kobolds Gestalt,
Den Rücken gebückt in den Qualm, der sich ballt,
Die eisenschleudernden Arme gereckt —

Ein Wurf — dann ist er hinabgetaucht.
Hoch klatschen die Brocken, die hoch er warf,
Zu Boden: Splitter, kantig und scharf,
Erdfklumpen, Steine — — — bis alles verstaucht.

M. R. (im Felde).

Rußland . . .

Ueber deinen Steppen wölbt sich des Himmels Blut.
Dein Himmel ist rot, Rußland, wie Blut,
Wie Menschenblut. Wie Polenblut, wie Judenblut . . .

Deine Mienen sind verzerrt, zerrissen von Angst,
weißer Zar,

Wie der Frauen Antlitz es war,
Die deine Horden geschändet, der Mütter, die in
Wehen geendet.

Deine Glieder beben, Zar, wie der Kinder Herzen,
Die mit tausend unseligen Schmerzen
Deine Schergen gequält.

Deine Augen, die von Wildheit getragenen,
Starren angstvoll auf die Erschlagenen,
Deren Fluch auf dich fällt.

Ueber deine Aeder, Rußland, rast der Tod,
In deinen Hütten lauert die Not,
Lauert mit ihr der Schrecken,
Der ausloht, sowie deine Kraft, die brechende,
Du Ende. Aus den Kerker Türen schreiten Mächtige,
Die Henker niederzustrecken!

Durch deine Wälder gellt ein Schrei
Nach Freiheit, Erlösung aus Tyrannei,
Die Ketten gesprengter Fesseln klirren . . .
Und durch die Lande wälzt sich die Wut,
Ein reißender Strom, wild schäumende Flut
Ein Niesenmeer zeugend vergeltender Wirren!

Ueber deinen Steppen wölbt sich des Himmels Blut . . .
Dein Himmel ist rot, Rußland, wie Blut,
Wie Menschenblut. Wie Polenblut, wie Judenblut . . .

W i e n.

Friedrich Forges.



Zeit-Strophen.

Der Krieg, das muß man sagen,
Wirkt einem Lehrer gleich —
Wird nicht in diesen Tagen
Der Dummste fernstudisch?
Beim Lesen und beim Essen
Lernt jedermann mit Lust,
Man lernt, was man vergessen
Und was man nie gewußt.

Man lernt, bei welchem Weiler
Und wann das Brotkorn reist —
Wie gut doch jetzt der Städler
Die Landwirtschaft begreift!
Wir reden viel von Dünger
Und von Gemütsbau,
Man hat's im kleinen Finger,
Versteht es haargenau.

Man spricht von Futtermitteln,
Wie's nur ein Bäcker kann,
Man sieht mit Furcht und Hohn
Das Barometer an.
Man treibt, ist es auch schwierig,
Agrarkulturchemie,
Man ist so kernbegierig
Und bildungsstroh wie nie.

In Stickstoff und Salpeter
Ist jeder ganz an fait,
Und auf Benzol versteht er
Sich just wie auf Kaffee.
Auch Kautschuk anzupflanzen,
Weiß mancher guten Rat,
Wir kennen die Substanzen
Und jedes Surrogat.

Vollends als Geographen
Sind wir jetzt hochgelehrt,
Kein Berg und Fluß und Hafen,
Von dem wir nicht gehört.
Wir pflegen immer schärfer
Die Karten zu beseh'n
Und kennen selbst die Dörfer,
Die gar nicht drinnen seh'n.
Geschicks- und Schiffsanwesen
Sind völlig uns vertraut —
Es wird so viel gelesen,
Und alles wird verdaut.
Und läßt Gott Mars nicht lodern
Und heizt uns weiter ein,
Wird jeder Stammtischhocker
Rath Polyhistor sein.

Florian.

Jahr, o Jahr!

Jahr des ermordeten Lebensmutes!
Jahr der Tränen! Jahr des Blutes!

Jahr der Getroffenen, Gefangenen, Vertriebenen!
Jahr der so trostlos Zurückgebliebenen!

Jahr der verwüsteten Dörfer und Felder!
Jahr der granatendurchbohrten Wälder!

Und im gleichen Jahre glühte
Stern wie Sonne, Rose blühte,

Nachtigall sang, Morgen graute,
Nebel entwirrte sich, Himmel erblaute,

alles im selben Jahr des Verderbens!
Jahr des irrtümlichen Völkersterbens!

Josef Zuitpolb.

Der junge Reiter.

Von Helene Brauer. *)

Ward heut' ein Grab gegraben
Für einen, blond von Haar,
Für einen bleichen Knaben,
Der konnt' so wacker traben,
War eben siebzehn Jahr.

Erst jüngst warf er mit Schmetter
Sein Lehrbuch an die Wand,
Wollt' nicht außs Pult mehr klettern —
Nun schrieb er rote Lettern
Mit seiner Knabenhand.

Stolz hob er sich im Bügel,
Der Knabe rank und schlank,
Hielt fest die Hand am Bügel,
Weithin schlug goldne Flügel
Sein junger Reitersang.

Die Stirne ohne Beben
Dem Feind er lachend bot,
Sang nicht von Ros' und Neben —
Er wußt' noch nichts vom Leben,
Und ritt schon in den Tod.

Da war's ihm wie von Geigen
Ein süßes Lönen rann ...
Er sah der Freunde Schweigen,
Sah sie sich gramvoll neigen —
Und lächelte sie an.

Sie schrieben stumm dem Jungen
Am Heidesaum außs Grab:
„Der du so heiß gerungen,
Der du so hell gesungen,
Schlaf wohl, du blonder Knab'.“

Ein neues Lied nach altem Muster.

(Melodie: Spingeler Schlachtlid 1794.)

Jaz wölln mar halt den Walschn zöggn gean,
 Was ham denn dö ban uns herinan z'wan?
 Mir ham sie nit verlangt,
 Es hat sie einar blangt,
 Dö Hund!
 Dös war uns z'rund.

Schaug oavar grad dia Luifshettar on!
 Was ham mir öpper denen Saggl tan?
 Mir ham sie karesiert,
 Sie ham uns abveriert
 Jun Dank.
 Dös ischt a G'stanz!

Und öar König, woascht, dö löhe Krot,
 Hat uns Boart gebrochen, gnad eam Gott.
 Wenn mar dön darwischn,
 Dear kriag woadla z'fischn
 Af'n Grint,
 Oder öppar hint!

Ganrö Minischtar, schau, bei meiner Seal,
 Sein vor Haß und Reid pumrantschn-geal.
 Was oavar schnausn kunn,
 Lüagt ear die Welt braf un.
 O G'stanz,
 U söttas G'spött!

Und öar Feldmarschall, er hoast „Roadoorn“,
 Den nahm an liabschtu i bei Haar und Darn;
 Will sieg'n alleweil,
 Ischt dös nit decht a Gräul?
 Mit'n Maul
 Ischt ear nit faul.

Jaz Buam, packts die Stuzn fruall z'amm.
 Der Koafar riast, da boatin miar nit lang!
 U Födar auf'n Quat,
 In Herz Tirolarbluat,
 Laßt es schndlin.
 Auf dia wailch'n G'sölln!

(Langgezogener Juchzer.)

Den tapferen Landsleuten gewidmet von

R. Reichsner,

I. I. Hauptmann 1. Klasse

L. Sch. R. Nr. 1.

Baden bei Wien, im Juli 1915.

Terzett.

Ein Krieger:

Gott schickt den Beistand mir!

Ein feindlicher Krieger:

Nein, eher mir wie Dir!

Gott:

Kreuzt Eure Klängen, los,
Ihr kämpft auf meinem Schoß!

Der wahre Krieger.

Auch zu der schwersten Stund'
Lächelt zulezt mein Mund.

Gott-Lebens selige Not

Brennt in Geburt und Tod.

Kampf unterhält das Licht.

Die Feinde hass' ich nicht.

Der ist ein weiser Mann,

Der liebend töten kann.

Der ewige Künstler.

Ich stehe nach wie vor

Erzengel an dem Tor,

Aus dem das ewige Licht

Mit Strahlenstimme spricht.

In Frieden und in Krieg,

In Völkersturz und -sieg

Tu ich, Posaun' am Mund,

Euch Vaters Schönheit kund.

Emanuel von Bodmann.

Durch die Felder.

Sacht rudernde Wolken überm Land ...
Sie tragen silberne Säume.
Im roten Klee am Wiesenrand
Entschlummern des Sommers Träume.

Zitadensang ist im Korn erwacht,
Der Mohn durchglutet die Stunden —
Ich glaub', ich träumte über Nacht
Von blutenden Todeswunden.

Was schweigt die Lerche mitten im Lied?
Es zittern die Stabiofen —
Ein Weinen durch meine Seele zieht
Um früh entblühter Rosen ...

Heiene Brauer.

Den Witwen.

Von E. Gräfin Reventlow.

Ich seh' euch weinen fassungslos und heiß,
Die ihr das Liebste in den Tod gegeben,
Und möchte gern in tiefem Mitleid leis
Am eure Schultern meine Arme legen.

Ein Wort zum Trost euch sagen lind und weich:
Wir wollen Gott vertrau'n und nicht verzagen,
Ihm danken, daß wir deutsche Frauen sind —
Nach deutscher Art laßt unsern Schmerz uns tragen.

Blüht nicht verzweifelt auf verlornes Glück.
Ward auch des Lebens Inhalt euch entrisßen,
Hemmt eure Tränen! denkt im Schmerz zurück,
Wie unsere Helden stolz zu sterben wissen.

Die deutsche Frau trägt still das größte Leid.
Mit felsenstarker Liebe zu umschlingen
Weiß sie der Heimat heil'ges Land, bereit
Das schwerste Opfer klaglos darzubringen.

Tief in der Seele birgt sie ihre Not,
Und ist ihr nichts auf Erden, nichts geblieben,
Eins bleibt ihr Eigentum bis in den Tod:
Des Herzens Kraft, das Vaterland zu lieben.

Sie betet, daß auf Deutschlands Fluren sich
Für immer schirmend Gottes Hände breiten.
Du deutsche Heimat, Segen über dich!
Bleib' siegreich, stark und groß für alle Zeiten.

Lamborn - Manuskript
26. VII. 1915

56

hier nicht graben!

... Nicht weit von unserer Gruppe befindet sich ein Franzosen-Grab. Wir sind beim Graben darauf gestoßen. Ein Kamerad setzte gleich einen schönen Stein mit folgender Widmung:

In duftenden Blumen,
Im blühenden Gain,
In blutroten Wäldern,
Am grünenden Rain —
Ruht sanft, ihr Krieger
Der „großen Nation“!
So ehrt euch der Deutsche
Ohn' Spott und ohn' Hohn.
Ihr sielet im Kampfe,
Im ehelichen Streit;
Der Herr mög' euch geben
Die Seligkeit.

Gesetzt von den deutschen Kameraden Alt. Inf. Reg.

„Hier nicht graben!“

★ Ein Eiserner Ring für Kaiser Wilhelm. Der ungarische Auguste-Fonds hat Kaiser Wilhelm einen künstlerisch angefertigten eisernen Ring mit einer von hundert ungarischen Damen unterfertigten Guldigungsadresse überweisen lassen. Der deutsche Botschafter in Wien v. Tschirschky richtete im Namen des Kaisers ein warmes Dankschreiben an den Auguste-Fonds. Die Adresse war begleitet von folgendem, von Frau Grete Herzog im Namen der Frauen Ungarns gedichteten Guldigungsgruß:

Was heute die Mitwelt an Wunden sieht,
Von Taten deutscher Waffen,
Wird einst erklingen im Heldenlied,
Das bis zu fernsten Geschlechtern zieht,
Unsterblichkeit Dir schaffen.

Du hast nach Kriegsruhm nie gestrebt;
Du wolltest den Frieden bewahren;
Doch wenn von Neid und Haß durchhebt
Der Feind sein Hydrahaupt erhebt,
So muß er Vergeltung erfahren.

In Bundesstreue fest vereint
Stehn Deine und unsere Heere;
Wer Feind Dir ist, ist unser Feind,
Wer Freund Dir ist, ist unser Freund
Im Kampf für Recht und Ehre.

Daß unsere Völker wahlverwandt,
Soll nicht nur das Schwert heut beweisen;
Es senden die Frauen vom Ungarland
Für Deine starke Siegerhand
Dir diesen Ring von Eisen.

Laß durch den Boten im schlichten Kleid,
Was jede empfindet, Dir melden:
Der eiserne Ring in eiserner Zeit
Als Sinnbild von Ungarns Treue geweiht,
Dir ziemt er, dem Kaiser und Helden.

Der müde Tod.

Vor einem weiten, weiten Feld,
Darüber Nacht den Mantel deckt,
Steht der Tod,
Den Senseschaft aufrecht gestellt,
Daran er sich mit beiden Armen hält.
Und von der Sense leckt
Und tropft es rot.

Er steht, das Haupt nach vorn geneigt.
Die Arbeit hat selbst ihn gebeugt —
Den Tod.

Walter Dreumund.

Erntesegeu.

In voller Reife prangt das Korn
Zur Ernte allerwegen,
Ein unermesslich reicher Born
Entquoll der Erde Segen.

Zuschanden ward der Hungerkrieg,
Schämt Euch, Ihr feigen Knechte!
Im Erntesegeu blüht der Sieg,
Uns half der Herr zum Rechte.

Wilhelm Eichner.

Lieder aus dem Schützengraben.

Von Walter Hoerich.

In memoriam.

Hat hier auch Lenz geblüht
In tausend Farben?
Nun ist die Erde müd',
Die Rosen starben.
Es flattert schrill umher
Der Schrei der Raben;
Auch mir starb irgendwer
Und liegt begraben.

Wir stürmten in den Tag —
Wie war der köstlich!
Wie heiß der Herzensschlag!
Der Blick wie festlich!
Trunken von jedem Wein,
Sei's Weh, sei's Bonne,
Wir waren stark und rein:
Kinder der Sonne.

Lenz wird nach dieser Zeit
Wohl wieder kommen —
Doch ist mein Festtagskleid
Von mir genommen.
Ich bin nicht herrlich mehr,
Nicht unbezwinglich —
Die Raben schrei'n umher
Unwiederbringlich.

Deutscher Spruch.

In deinen Hieben
Sei deine Lieblosung:
Einer auf sieben
Sei deine Losung.

Treib mit den Waffen
Kein Landwerk, kein Schandwerk!
Sie sind geschaffen
Zu ehrlichem Handwerk.

Für Ritter des Aufrechts,
Die Peitsche den Hunden!
So, Deutscher, steh aufrecht
Trotz Tod und Wunden!

28. VII. 1915

Der Trommler von Gröben.

(Märkische Volksfage.)

Von Karl Plenzat.

In Gröben, im Kiez — bis Saarmund und Trebbin
 Die Bauern das Federbett von den Ohren zieh'n:
 Hört ihr es nicht? — Terum tum, tum . . .
 Der Trommler von Gröben geht wieder um!
 Der Trommler von Gröben?! — Gott steh uns bei,
 Und bewahr uns vor Krieg und Kriegsgeschrei!
 Wenn der Trommler wirbelt zur Geisterzeit,
 Dann müssen wir wieder in blutigen Streit,
 Und wenn der Leutnant, sein Herr, den Dreimaster schwenkt,
 Dann wird unserm Volke der Kampf nicht geschenkt.
 Und aus der Richtung, auf die sein Degen zeigt hin,
 Die Feinde in Scharen gewaffnet zieh'n.
 Dann duldet's die beiden nicht mehr im Grab:
 Der von Schlaberndorf wirft vom Steinsarg den Deckel ab,
 Und die Rake, die von Mollwitz der Trommler gebracht
 Mit dem todwunden Herrn, — um Mitternacht,
 Am Esu der Kirchwand, am alten Turm
 Klimmt sie zur Glocke, — und die läutet Sturm!

Glocke und Trommel schrecken die Teltower auf,
 Sie bestellen ihr Haus und eilen zu Haus,
 Sie scharen sich um ihres Königs Fahn',
 Denn der König, der König braucht jeden Mann.
 Anno 70 des Leutnants Degen nach Westen wies,
 Doch als er ihn heuer aus der Scheide riß,
 Da schwenkt er ihn ringsum im Mondenlicht,
 Und ein Lächeln flog über sein bleiches Gesicht:
 „Nun geht's wie zu meines großen Königs Zeit,
 Feinde und Reider weit und breit!
 Doch wie damals sieht Gott vom Himmel darein,
 Und des alten Friszen Geist wird mit euch sein!“

Drei Nächte ist's also in Gröben gescheh'n,
 Manch einer hat's gehört und geseh'n. —

Und nun wogt der Kampf im weiten Feld,
 Der Kampf der Deutschen gegen die Welt!
 Es zittert die Erde, der Himmel loht,
 Und der Sieg, der Sieg wächst aus Blut und Tod!

29. IV. 1915

Im Lazarett.

Im jungen Grün, ein lustiger Bau,
Ganz weiß und rot im Sommerblau,
Ein Lazarett!
Saftgrüner Rasen vor dem Tor,
Drauf Sonnenlichter im hellen Chor.
Anselruf, — — — Lerchenschlag — — —
Mitten im glühenden Sommertag,
Drin Bett an Bett!

Weißgetünchte, kahle Wände — — —
Und schmuckgewohnte Frauenhände,
Wie Rosenblätter zart und weiß,
Streichen jetzt nackt und kühl
Auf manchem schmerzzerzissenem Pfühl,
Ueber Fieberstirnen weich und leis.

Im letzten Bett dort an der Wand,
Ein Jüngling, der dem Lehrer entrannt,
Ein Kind noch, das im Fiebertraum,
Wild nach der Mutter weinen kann, —
Und neben ihm ein Landsturmmann,
Dem schon ergraut der Schläfe Saum.

Ein Dritter! Schmensch und Aesthet
von gestern — heut ein Mann,
der unter Schmerzen lächeln kann,

Da er zum erstenmal befreit,
Von seinem Bahn „Persönlichkeit“
Als ein Atom im Gleichtakt geht.

Fern vom Kampfe — Sommerstille,
Sonne, Frieden, Spiel und Sang — —
Seufzer, Stöhnen, Schmerzenslaute,
Alles wird zu einem Klang.
Treubruch, Haß und Neid und Mut
Schlugen uns verborgene Wunden,
Doch im Meer von Schmerz und Blut,
Haben wir uns selbst gefunden.

Singend, klingend, uns durchdringend,
Rauscht's in Herz und Hirn und Mark.
Schwingt sich auf zur Jubel-Hymne:
„Wir sind Deutsche, — — wir sind stark.“

Mons, Juni 1915.

Carla Becht.

Ritt nach Kurland.

Von Emil Nellenberg.

Nun, treues Tier, greif aus, greif aus
und pflüge die dampfenden Schollen!
Du weißt, daß wir im Sturmgebraus
dem Feind ans Leder sollen.

Trompetengeschmetter! Wie jubelt es hell
nach quälenden Wartetagen!
Dorfein . . dorfaus . . an den Hufen Gebell . . .
Frisch auf zum fröhlichen Jagen!

Nicht Tod noch Teufel hält uns mehr auf,
ob Schaft und Lanze zersplittern.
Nun reiten wir wie mit Büchern drauf,
Herr Ruß, nun lerne das Zittern!

Aus unserem Kriegsstammbuch.

Sind wir in Ewigkeit verdammt,
der Schmach zu dienen und der Schande?
Mein Leben lang will ich ringsum im Lande
den Ruf erheben: O du feiges Volk,
betrachte die Ruinen alter Zeiten,
die Bücher, Bilder, Säulen und Altäre!
Steh auf, mein Volk! Denn flieht vor solchem Licht
der tiefe Schlaf von deinen Augen nicht,
dann flieh und packe dich!
Des Pöbels Treiben ziemt dem Lande nicht,
das solche großen Geister sah wie du!
Verwittert und verlassen sollst du sein,
wenn Feige nur und Niedrige drin wohnen.

Giacomo Leopardi
(„Auf Dantes Denkmal“).

Die Erde weint.

Kannst du es deuten, was die Nacht durchflöhnt,
Was wie ein Seufzen irrt durch Wald und Feld,
Was wie ein schmerzgepreßtes Wimmern tönt?
Steh still und schweig! Das ist das Weh der Welt!

Die Erde weint um all die Freveltat,
Die Schmach und Schande über sie gebracht,
Um Blutschuld, Lüge, Rachgier und Verrat,
Um alles Heilige, was der Mensch verläßt.

Wo Bruderkrieg zerstampft das Saatgefeld,
Wo schuldlos Blut der braune Boden trank,
Wo je ein Todeschrei die Luft durchschrillt:
In jeder Stelle bleibt die Erde krank!

Wo Arglist je ein Herz zu Schanden schlug,
Wo Lüge ihre falschen Eide schwur,
In reine Seelen gift'gen Samen trug:
Da weint in Scham die tiefentweihete Flur!

Um lauten Tage schweigt sie dumpf betäubt
Von Arbeitsklang und Menschenlärm und Hast,
Schwach zuckend, wie ein Sterbender sich sträubt,
Wenn schuldige Hände türmen Last auf Last.

Doch mittenachts, wenn rings der Lärm verscholl,
Da klingt der Erde Stöhnen an dein Ohr,
Da wacht sie auf und wimmert schmerzensvoll
Um Rache und um Trost zu Gott empor.

Martha Klementz.

Wann?

Tief unten an der steilen Meeresküste,
Im Norden hoch auf über Steppenwüste
Brüllt rauh der Krieg:

„Zum Sieg! Zum Sieg!“

Auf stiller Täler saftiggrünen Wiesen
Wie broben auf den mächt'gen Alpenriesen
Brüllt wild der Krieg:

„Zum Sieg! Zum Sieg!“

Auf fetter Acker braunen Schollen,
In unterird'schen Maulwurfsstollen
Ruft laut zum Sieg

Der graufige Krieg . . .

Meeresstille, Sonntagsgloden,
Munterer Berchen hell Frohgloden,
Bergesruh' in Himmels Näh',
Freudig Liebe ohne Weh.

War dies wirklich je gewesen,
Hab' im Traum ich's nur gelesen,
Kehrt es wieder, bald — und wann?
Dringt ein Fragen himmelan.

G. Dechant.

30./VII. 1915

[Ein Gedicht Carmen Sylvas.] Der Verein für Kindervolkshäuschen und Volkskinderhorte in Berlin hatte sich an die Königin-Witwe Elisabeth von Rumänien gewandt, um von derselben einen literarischen Beitrag für seinen Almanach zu erbitten. Hierauf ist dem Verein folgendes Gedicht Carmen Sylvas durch den Professor an der Universität Bukarest Alexander Tzigara-Samurcaş zugegangen:

Fahnen.

Die heiligen alten Fahnen und ich,
Wir sind so einsam, so weggestellt,
In Ehren, legendenhaft, feierlich,
Doch nicht mehr brauchbar für diese Welt.
Die Schlachten, die wir geschlagen han,
Die ließen uns etwas zerstücht, zerfest,
Nun müssen wir zuseh'n und stille stahn,
Und andere Helden, die feiern fest,
Die heiligen alten Fahnen und ich,
Wir kommen am Jubeltage heraus,
Sonst stehen wir still und feierlich
In ernster Andacht und beten zu Haus!

Carmen Sylva.

30./III. 1915

Dat fiene Graw.

Von P. Haldorff.

In wide Firn, dor ligg 'n Graw,
 Dat höllt min Glück verlaten,
 Blot einmal möggte ick dei Städ
 Mit minen Blick ümfaten,

Blot einmal mit min eigen Händ'
 'n por Blaumen dorup leggen
 Un denn mit heiten, heiten Blick
 Adschüß up immer seggen!

Doch is dei Weg dorhen nich fri,
 Noch dunnern dei Kanonen,
 Un steiht dor Dütschlands starke Wehr,
 Dei Moskowiter tau lohnern.

Dei Weg nich fri? Oh doch, oh doch!
 Sitt ick mit mine Qualen
 Des Abends an min Kind sin Weig,
 Denn bugt mit süßern Strahlen

Dei Mand mi eine lichte Strat
 Von 't Kind bet tau den Hügel,
 Dei föhrt mi döör den widen Rum
 So schnell, as hadd ick Flügel.

Up mine Knei ligg ick denn dor,
 Min' Finger dat Graw berühren,
 Lis weint dat Og, lis sprekt dei Mund,
 Ganz lising, dei Ruh nich tau stören,

Ik breid' dei Arm', will dat schlichte Krüz
 Uempfangen vull Verlangen,
 Un grip ick tau, holl ick min Glück,
 Holl ick — min Kind ümpfangen.

Abchied.

Bis jetzt litt ich die Not der Zeit
Um andre nur im Herzen,
Nun trifft auch mich das Frauenleid,
Nun steh' auch ich in Schmerzen.

Noch lächl' ich, weil ich lächeln muß,
Und ring' die Tränen nieder — —
Ein letzter Blick — ein letzter Kuß:
Komm' wieder, ach, komm' wieder!

Gertrud Triepel.

Das Tafel.

Von Otto König. *)

Am Kahlenberg, dem Wiener Vorposten,
 Wo der Blick ins gesegnete Weinland geht,
 (Oft tat ich den heurigen Tropfen dort kosten,
 Wenn der Herbstwind süß über die Donau weht),
 An eines Weinbauern Häuschen sah ich die Worte
 Mühsam gemalt mit der zitternden Hand,
 Von Efeu umkränzt, über der Eingangspforte,
 An der morschen, jahrhundertealten Wand:
 „Hab dem Kaiser gegeben
 Drei Buabn auf d' Hand.
 Tut keiner mehr leben —
 Du, Herrgott, hüt's Land“

Die hat sich der Weinbauer ausgesonnen,
 Als ihn die bittere Kunde traf:
 „Der Tod hat das Spiel dir abgewonnen,
 Deine Buben schlafen den letzten Schlaf:
 Der eine in Serbien, der andere in Polen.
 Der dritte hoch auf dem Karpathenrand —
 Du kannst dir keinen mehr wieder holen,
 Sie sielen wie Tausend in fremdem Land.“

Sie haben ihm tröstende Briefe geschrieben,
 Die Kameraden von jedem der drei:
 „Der Franzl, der Held, ist beim Sturm geblieben,
 Und der Toni war immer ganz vorne dabei,
 Und den Deutschmeister-Schani hat's niedergerungen,
 Wie er sein' Leutnant nach Haus gebracht —
 Der Herr Vater kann stolz sein auf seine Jungen,
 Hat ihm ein jeder viel Ehr gemacht“

Den Bauern hat's fast zu Boden gezwungen:
 Die alte Erde vom Urahn her . . . !
 Wenn er sein Lebenslied ausgefungen,
 Seines Namens trägt sie dann keinen mehr!
 Die Erde für die seine Söhne gestritten,
 Sie hat sie nicht 'mal zur letzten Ruh —
 Die Buben, die's nie in der Ferne gelitten,
 In fremdem Boden und ohne Trub'!

Und dann hat er sich wieder zusammengerissen;
 Mit seinem Herrgott, da hadert man nicht!
 Und wenn die Heimat in Not ist, muß jeder wohl müssen,
 Und wenn der Kaiser ruft, tut halt jeder sei' Pflicht —
 Und dann ist er lang oben am Kahlenberg g'sessen
 Und hat auf die Donau hinuntergeschaut,
 Und will's ihm auch eisern die Kehle zupressen —
 Das Landl verdient's, daß ma si' drum haut!
 So denkt er nur immer und immer wieder.

Und steigt dann beim Aveläuten still nieder
 Und holt sich sein Tafel, und ohne Sinnieren
 — Er hat nur ganz wenig darüber gedacht —
 führt er den Brandstift am Holz spazieren
 Und hängt die Verse, die er gemacht,
 An die Tür, ins Efeu, und die Jungfrau drüber:
 Die hütet's wohl, wenn er mal selber hinüber

Viel Sprüche las ich von Kriegesnot,
 Von Segenswünschen und heldischem Tod,
 Und hat mich doch keiner so tief erschüttert
 Als der, den ich an dem Häuschen fand,
 Von wucherndem Efeu übergittert,
 Im niederösterreichischen Hügelland:
 „Hab' dem Kaiser gegeben
 Drei Buabn auf d' Hand.
 Tut keiner mehr leben —
 Du, Herrgott, hüt's Land“

Zeit-Strophett.

„Sehr verdrießlich!“ sagt der eine,
Sagt es fahlen Angesichts,
Und es schlößern ihm die Reine —
„Wieder nichts und wieder nicht!
Ja, der Sieg läßt auf sich warten,
Und das Warten macht nervös —
Nichts als leere Redensarten,
Pfeifenärm und Wortgefäß!“

„Die Cadornaschen Berichte,
Sagt der andre sorgenschwer,
„Sind beinahe wie die Gedichte
Von d'Annunzio, so leer!
Nichts Kompaktes, nichts Solides,
Kohler Schaum, kein fester Grund —
Man bekommt dabei ein müdes
Girn und einen sauren Mund.“

„Daf man,“ spricht der erste bitter,
„Täglich doch das Gleiche hörl
Herr Cadorna, unser Ritter,
Führt ein monoton's Schwert.
Täglich siegt er, aber täglich
Steht er auf demselben Fleck —
Ist kein Weiterkommen möglich,
So versinken wir im Dreck.“

„Wir verlieren,“ spricht der Zweite,
„Jeden Tag zehntausend Mann —
Reicht das frische Blut bis heute,
Reicht's auch morgen? Und bis wann?
Einen Fortschritt will ich sehen —
Donnerwetter — mir wird schwoßt
Wird das Spiel so weiter gehen,
Ist es ein verlor'nes Spiel!“

„Immer länger, immer bleicher
Wird des ersten Angesicht —:
„Die verfluchten Oesterreicher
Stemmen sich und weichen nicht,
Wenn sich doch ein Ausweg fändel
Jedes Pörschen wär' mir recht —
Freund Sonnino, war am Ende
Deine Politik doch schlecht?“

„Immer länger, immer blässer
Wird des zweiten Angesicht —:
„Ach, ich fuhr' des Schicksals Messer
Schon an meiner Kehle dicht.
Und empor heb' ich die Hände
Und den Buckel gieh' ich krumm —
Freund Salandra, war am Ende
Deine Politik doch dummt?“

Florian.

An die Heimat.

Von

Max Dauthendey.

Der Dichter Max Dauthendey, der im Frühjahr 1914 nach Neu-Guinea fuhr, mußte seine Reise im August, als der Krieg ausbrach, in Java unterbrechen. Das deutsche Schiff, mit dem er reiste, liegt heute noch im Hafen von Amboina fest. Wir veröffentlichen hier einige Gedichte, die Dauthendey im Exil geschrieben hat.

Im Bambus schaukeln rot und blaue Papageien,
Und glänzend in der lila Sonne wehen der Kokospalmen
grüne Reihen,
Darunter gehen, bunt wie Edelsteine, die gelbgesichtigen
Malaien.
Ich steh' geblendet im perlmutterweißen Sand im Meergeruch,
dem freien,
Und seufze: „All die schnellen Südseefarben, sie können nicht
das Trauerschwarz
In meinem Herzen überschreien.“

Mir war, ich hörte draußen am Kabinenfenster
Zur Nacht Hurrageschrei im Meer.
Es waren meines Herzens Kriegsgespenster,
Die zogen johlend in der Nacht umher.
Sie schlugen Schlachten um das Schiff im Wind.
Ach, wüßt ich, ob sie Sieger, ob Bestiegte sind.

So oft am Tag
Muß ich die Hand
Ans Herz rasch legen.
Auf stillen Wegen
Trifft ein Stein
Die Brust.
Mir wird bewußt:
Ich bin allein
Weit von der Liebsten
Und vom deutschen Sonnenschein.

Ich landete bei Inseln heute, deren Wälder verdorrt;
Sonne hat die Wasser ausgesogen an jedem Ort.
Waldbäste stehen grau und braun, blattleer im Licht.
Bergtämt, verarmt ist hier des Landes Angesicht.
Und so gequält wie jene Durstigen, die ohne Saft sich winden,
Kann auch mein Sinn jetzt früh und spät nicht Trost mehr
finden.

Ein Schmetterling, stumm, trauerswarz und groß,
Entstieg aus eines Mandelbaumes Schoß.
Er kommt zu mir herein ins off'ne Haus
Und füllt es wie mit dunkler Botschaft aus.

Mein Blick vor Palmen, Wolken und Vulkan
Wird innerlich, seh' ich den Falter an.
Vom großen Krieg ein Schatten mich umfliegt,
Vielleicht ein tapf'rer Freund verwundet liegt.

Vielleicht von einem Schlachtfeld, grimmig rot,
Grüßt mich der düstre Schmetterling vom Tod.
Im Zucken seiner Flügel winkt ein Gruß
Von einer Seele, die sich trennen muß.

Vaterland.

Heil'ge Heimat unsres Blutes,
Heil'ge Erde, die uns trägt,
Hör das Herz von Millionen,
Das dir treu entgegenschlägt.
Uns're Unrast wird zur Stille,
Unser Hader wird ein Wille,
Heben wir zum Schwur die Hand:
Vaterland! Vaterland!

Deiner Schollen dunkle Kräfte
Steigen still in uns empor,
Manneswerk und Kindersingen
Treibt aus deinem Grund hervor.
Unser Denken, unser Lieben,
Ist mit dir vereint geblieben,
Dir im Tiefsten zugewandt:
Vaterland! Vaterland!

Mag dich heut die Welt umdräuen,
Einig sieht sie unsern Bund:
Deiner Söhne Eisenmauer
Steht um deiner Grenzen Rund.
Unser Herzblut, sei's gegeben —
Deutschland, Deutschland, du wirst leben,
Strahlend über Nacht und Brand:
Vaterland! Vaterland!

**Viel rote Nöslein säet der
Tod . . .**

Auf in den Kampf! Der Morgen loht,
Marmruf wird geblasen. —
Viel rote Nöslein säet der Tod
Auf taubeglänzem Rasen.

Lebt wohl! es muß geschieden sein,
— Die Kugel traf — Ihr Brüder,
Grüßt tausendmal die Liebste mein,
Kehrt Ihr zur Heimat wieder!

Reicht mir noch einmal stumm die Hand,
Und muß ich hier erliegen —
Gern sterb' ich für das Vaterland,
Wenn wir nur siegen, siegen!

M. Braunfels.

Hilfe für den kleinen Mann.

Originalzeichnung von Theo Fasche.



MARKT-PREISE

1 K. Rindfleisch	K 6.-
1 K. Schweinefleisch	. 7.-
1 K. Rühler	. 7.50
1 Gans	. 18.-
1 K. Bier	. 1.10

Die Preise sind nicht mehr zu zahlen,
 Der kleine Mann, er leidet Qualen.
 Indes die reichen Lieferanten
 Kein Ziel mehr ihrer Geldgier kannten.
 Da kommt von oben der Erlaß,
 Der Seibold kennt mehr keinen Spaß.

Der Bienerth sagt: „So geht es nimmer,
 Die Feinde hausten ja nicht schlimmer.“
 Der Bürgermeister heftig spricht:
 „Ja, meine Herren, das gibt es nicht.“
 Der Marktpreis muß heruntergeh'n,
 Für'n kleinen Mann muß was gescheh'n.“

Die Hand des Herrn.

Von W. Schrobsdorff.

Das Jahr ist um — das schwerste so Gott will —
hart ist die Hand des Herrn, wir halten still.
Wohl scharf und grausam schnitt der Schnitter Tod,
wir zittern nicht, uns flüht der starke Gott.

Das Jahr ist um — hell klang es Sieg durchs Land,
demütig halten wir des Herrn Hand. —
Kein Jahr so groß, nicht eins so blutigrot!
Uns führt die Hand des Herrn durch alle Not.

Das Jahr ist um, wir steh'n, der Segner weicht —
das hat mit Gott der deutsche Arm erreicht!
Uns lenkt die Hand des Herrn, ihm Ehr und Preis,
der uns beschirmt und der das Ende weiß ...

„Maitäfer.“

Dem Garde-Füsilier-Regiment gewidmet.

Von Gardefüsilier Paul Zimmermann.

Der Mai, der bringt uns Sonnenschein,
Er bringt uns Blütenpracht,
Der Mai, der bringt uns Käferlein,
Biel tausend über Nacht.

Und von den Kinderlippen klingt's:

„Maitäfer fliege, fliege!“

Und durch den Frühlingsjubel dringt's

„Dein Vater ist im Krieg!“

Uns Garde-Füsilier nennt

„Maitäfer“ jeder Mund,

Weil unser stolzes Regiment

Im Mai stets fertig stund.

Im Mai, da zogen wir hinaus

Mit brausendem Hurra

Und alt und jung rief freudig aus:

„Die Maitäfer sind da!“

So war es Anno siebzig schon,

Als es nach Frankreich ging

Und der Franzose seinen Lohn

Bei Saint-Privat empfing.

Es schickt dafür uns Majestät

Am ersten Mai recht fein

Ein kleines Regimentspalet

Mit einem Käferlein.

Und als jetzt unser Kaiser rief:

„Maitäfer, über'n Rhein,“

In Belgien steht die Sache schief,

Dort will der Franzmann 'rein!“

Da drang ein Jubel aus der Brust:

„Zum Rhein, zum deutschen Rhein!“

Und eh's der Franzmann sich bewußt,

War Belgien nicht mehr sein.

Es knirscht der Britz, der Franzos,

Der Turko heult vor Wut:

„Sind denn die deutschen Teufel los?“

Die stürmen doch zu gut!

Schießt nieder sie mit Dum-Dum-Dum!“

Doch unser Oberst sprach:

„Wir schwärmen aus mit summm-summm-summm,

Und dreschen hinten nach!“

Das war dem Hindenburg sein Fall, —

Der rief: „Kommt nicht so spät,

Der Russe räubert hier fatal,

Weil's ohne euch nicht geht.“

Da schwärmten wir nach Osten aus —

Maitäferlein, o flieg' —

Und jagten hier die Russen 'raus —

Hei, war das lust'ger Krieg.

Dann rief der Bruder Oesterreich:

„Maitäfer, kommt doch, kommt

Und klopf die Russen windelweich,

Wie eurer Art das frommt.

Ach, die Karpathen sind so weit —

Maitäferlein, o flieg'!“ —

Wir schwärmten hin zur rechten Zeit

Und dreschten Sieg auf Sieg. —

Und unser Herrgott schaut herab

Auf unser Regiment,

Er schaut auch auf so manches Grab,

Das uns kein Name nennt —:

„Nur vorwärts, Kinder, haltet aus,

Treu will ich zu euch stehn,

Und schwärmt nur weiter fröhlich aus,

Ihr sollt nicht untergehn!“

Ein Russenlied von Paul Heyse. Die Süddeutschen Monatshefte veröffentlichten aus der jetzt sehr seltenen Schrift: „Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen. Den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet“ ein Russenlied von Paul Heyse. Vom achtzehnjährigen Dichter 1848 gesungen, trifft es mit seiner festen Siegeszuversicht den Ton unserer eigenen Tage. Das Gedicht lautet (eine Strophe ist gestrichen):

Hurra!

(Melodie: Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein.)

Den Flamberg aus der Scheide
Zu Haupt den blanken Helm!
Nun auf und frisch ans Streite,
Zu Hause bleib' ein Schelm!
Dem Kaiser Nikolaus,
Dem wird das Ding zu kraus;
Was gilt's, wir woll'n ihn jagen!
Hurra! zum Tempel 'naus!

Die Russen treibt die Knute
Und nicht ein freier Sinn;
Ihn'n ist gar schlimm zumute,
Sie wissen nicht, wohin.

Wir halten ehrlich stand,
Fürcht unser Blut den Sand,
Wir stehn für keinen Baren,
Hurra! fürs Vaterland.

Wir aber lustig eilen
Und brechen Ketten im Flug.
Die Wunden woll'n wir heilen,
Die Stock und Knute schlug.

Bivat Polonia!
Ihr Völker fern und nah,
Nun soll die Freiheit leben,
Hurra! Viktoria!

Auf zur Mahd!

Dreihundertfünfundsechzig Tage,
Und jeder Tag ein Kampf, ein Sieg!
Dreihundertfünfundsechzig Nächte,
Nicht eine, da der Donner schwieg!

Die Flur gepflügt vom Eisenhagel,
Gedüngt von warmem Herzensblut,
Besät mit jungen Heldenleibern,
Betaut von unserer Tränenflut.

Und herrlich ist sie aufgegangen,
Des deutschen Sämanns heil'ge Saat!
Nun bringt sie heim, die große Ernte,
Ihr deutschen Schnitter. Auf zur Mahd!

H. B.

= Selbstgraue Burschenpoesie. In der letzten Nummer der Academia (Monatsschrift des Kartellverbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen) finden sich folgende Verse, die ein im Felde stehender Alther der Studentenverbindungen Bavaria-Bonn und Franconia-Aachen gedichtet hat.

Der Birnbaum.

Ein blühender Birnbaum rauschet im Wind
Am Straßen- und Grabenrande,
Am Graben, in dem die Preußen sind, —
Die Preußen im Russenlande!

Die Straße ist unser, der Graben ist fest,
Wir Preußen sitzen in Polen,
Und der Westturm trotzt in dem grünen Geäst:
„Kommt, Russen, die Birnen euch holen!“

Doch die Birnen sind hoch, und der Bar ist weiß,
Unsere Waffen funkeln und gleißern,
Und was in Polen blüht und gedeiht,
Ihr Russen, das wächst für die Preußen!

Wir pflügen den Acker, wie säen das Land,
Wir richten zerschoss'ne Häuser
Der Preuße baut auf, was der Russe verbrannt
Und ladet zum Nichtfest den Kaiser.

Dann rauscht der trutzige Birnbaum im Wind
Am Straßen- und Grabenrande,
Und Früchte schimmern, wo Blüten jetzt sind,
Und wir Preußen bleiben im Lande!

Kriegslied der Deutschen.

(Beim Heermarsch zu singen.)

O heißgeliebtes deutsches Land,
Uns über alles teuer,
Wie glüht in deiner Röte Brand
Dir unsrer Seele Feuer!
Du hast im Glück erhöht den Mut.
Dir brennt im Kampf des Herzens Blut
Nur heiliger und treuer.

O heißgeliebtes deutsches Land,
Wenn Bliz und Donner dröhnen,
Wir wanken nicht, wir halten stand,
Bis uns der Sieg darf krönen.
Uns weht voran dein Sturmpanier.
Der Ruhm ist dein. Gott ist mit dir,
Mit dir und deinen Söhnen.

O heißgeliebtes deutsches Land,
Frei wirft das Licht du schauen.
Dann leuchtet über Fels und Strand
Der Friede deinen Gauen.
Und ist getilgt der Wetter Spur,
Soll mächtiger und größer nur
Dich unsre Kraft erbauen.

Strasbourg i. G.

Christian Schmitt.]

4./8. 1915

Friede!

Ich möchte eine Glocke sein
mit großem Ton und lautem Schlag
und in das schwarze Land hinein
verkünden einen neuen Tag.

Aus dem der Menschheit Friede quillt,
den keiner zitternd flucht und flieht,
und betend auf dem Eisenschild
der allerletzte Kriegsmann kniet.

O, daß er kommen wird und muß —
ich sehe, wie es sich schon heilt.
Es wird ein ungeheurer Fluß
der Liebe strömen durch die Welt.

O, daß ich dann ein Schiffsmann wär',
dem Sehnsucht seine Segel zwingt,
ich würde fahren hin und her,
bis mich der große Strom verschlingt.

Alfons Pehold.

Landsturm von Tirol.

Von Julius G ö t t.

Sturm in Tirol!
 Flatterndes Banner mit blutrotem Aar .
 Anno Neun! — noch heut' bist Du wahr!
 Stampfende, wuchtige Bauernschritte,
 Silberweiß Scheitel in ragender Mitte,
 Aus Gröben, Pässeier, der Burggrattei,
 Pustertal, Pinzgau — allenorts zieh'n herbei
 Hörer und Knecht,
 Zu wahren der Heimat heiligstes Recht . . .

Sturm flammt auf über wolkennah' Höh'n
 Und liegt wie ein lodernder Feuerbrand
 Ueber demantienem Firn und Kornackerrand.
 Und Herzen gluten bei Jungen wie Alten . . .
 Das Freisein und Deutschein — sie werden 's
 erhalten!

Büchz und Sensen in schwieliger Faust,
 Und ein Rut, der ringsum alle Weite durch-
 braust:
 „Herrgott! wir wollen kämpfend versterben . . .
 Nur 's Land und das Wort — unsern deutschen
 Erben!“

 Sturm in Tirol!

Hochsommer.

Ein leises Sigen durch heiße Felder,
 Ein Raunen und Wispern durch dunkle Wälder,
 Ein Grillengezirp, ein Ziladengeschrei:
 Der Hochsommer zieht triumphierend vorbei ...
 Die Sichel klingt, die Aehre fällt —
 Und Krieg ist draußen, Krieg in der Welt. —
 Im Weizenacker der Alte mäht,
 Zur Seite ihm die Tochter geht
 Und hinten trippeln die Kinder nach,
 Die wissen nichts von Weh und Ach,
 Die jubeln und werfen den Hut in die Luft
 Und der größte von ihnen begeistert ruft:
 „Schau, Mutter, die Fahnen, die Blumen, die Blätter!
 Schau, Ahnl, die Säbel, die Bajonetter!
 Die werden nach Rußland hinüber müssen:
 Den lieben Vater, den lassen wir grüßen!“ —
 Der Militärzug fährt in die Welt
 Knapp neben dem winkenden, sinkenden Feld:
 Und Eljen! schreit es und Hoch! und Hurra!
 Honvedhusaren, Deutschmeister sind da!
 Sind da und vorüber und fort in den Krieg,
 In den Kugelregen, in Tod und in Sieg. —
 Der Mutter wird so weh und so bang,
 Eine Träne furcht ihr die rote Wang',
 Die Kinder singen „Die Wacht am Rhein“
 Und „Warschau und Belgrad muß unser sein!“
 Der Alte fühlt es wie eisernen Stolz:
 Der Bub im Krieg ist von seinem Holz,
 Voll Bauernkraft, voll Bauernblut,
 Für den Kaiser gibt er sein Leben, sein Blut.
 Und mähend schreitet er weiter durchs Feld:
 Ein solcher Bauer ist auch ein Held!
 Sein Sohn ist draußen in Not und Tod —
 Er sorgt daheim für das tägliche Brot
 Ein leises Singen durch heiße Felder,
 Ein Raunen und Wispern durch dunkle Wälder,
 Ein Grillengezirp, ein Ziladengeschrei:
 Der Hochsommer zieht triumphierend v orbe. —
 T e r i n g = P l a n k e n s t e i n. M i c h a e l K l i e b a.

4./8. 1915

Nach Warschau.

Von Geza Gyoni.

Das nachstehende Gedicht, das durch die jüngsten Ereignisse erhöhte Aktualität gewonnen hat, gelangte seinerzeit aus der von den Russen belagerten Festung Przemyśl mit der Fliegerpost nach Ungarn. Der Dichter, derzeit in russischer Gefangenschaft, ist durch eine Reihe prächtiger kriegslyrischer Gedichte, die er auf demselben Wege in seine Heimat sandte, zu rascher Popularität in Ungarn gelangt, wie kaum einer seit Petöfi, mit dem Gyoni nicht nur mannigfache künstlerische Wahlverwandtschaft, sondern auch einige Ähnlichkeit in der Romantik seines äußeren Lebensganges aufweist. Die Uebersetzung des hier mitgetheilten Gedichtes aus dem Ungarischen danken wir dem Wiener Schriftsteller Ignaz Schiner.

Gen Warschau zieht eine Reiterſchar,
Die Pferde tanzen, es jauchzt der Husar.
Das ſingt und ſchwagt voll fröhlichem Sinn.
Ihr ſtrahlenden Helben, wohin, wohin?
Der Himmel auf Warschau rot niederschaut,
Gen Warschau geht's, wenn der Morgen graut.
Oh' ſiebenmal die Sonne niedersinkt,
In Warschau wohl keiner mehr Butki trinkt!
Ihr kämpft umſonſt ſo heiß und ſchwer,
Denn unerſchöpflich iſt Rußlands Heer!
Und ſiegen wir nicht, daß der Ruſſe fällt,
Gibt's nie mehr Frieden auf dieſer Welt!
Doch — unſ're Piſtolen machen's! Sei —
Kein Ungar duldet die Sklaverei!"

* * *

... Gen Warschau zieht eine Reiterſchar,
Die Roß' und Reiter ſo traurig gar.
Der eine ſpricht nicht, der andre ſchweigt,
Bom Sammer ſind alle niedergebeugt.
Die Pferde geh'n müd' ihren Schneidengang.
Wohin, Ihr Leute, ſo traurig und bang?
Gen Warschau, wo blutig der Himmel ſtrahlt,
Sin treibt uns Sklaven die rohe Gewalt.
Zu Räubern macht uns der General,
Der ſelbſt unſern Pferden die Sättel ſtahl.
Zu ſiegen beſiehl uns der Henterſtmecht,
Der ſelber für den Galgen zu ſchlecht.
Nur Freie zieh'n gegen uns zum Streit,
Was taten die Braven uns zu Leid?
Komm', Köpſlein, wir werden ja nicht geſchont,
Und kriegen wir Prügel — wir ſind's gewohnt!" ...

An Albion.

Von Richard Paasch.

An unserer Seite mußt du stehen,
Wenn Slawenhorden und gallische Brut
Vor blassem Neid und schäumender Wut
Ob Deutschlands Glanz und Erfolg vergehen.
Spürtest du nicht, wie deine Ahnen,
Blut in dir vom Blut der Germanen?

Für deutsche Sitte, für deutsche Gedanken,
Die für die Menschheit in West und Ost
Labsal geworden und starke Kost,
England, gehörtest du in die Schranken!
Fühlst du nicht mehr, wie deine Ahnen,
Geist in dir vom Geist der Germanen?

Wie Angelsachsen und Jüten führen
Normannenbölder nach fernem Strand.
Zur Heimat wurden, zum Vaterland
Britanniens meerumgürtete Fluren.
Englands und Deutschlands gepriesene Ahnen
Männer waren es, Helden, — Germanen.

Was Winfrieds Eifer ihnen verkündet,
Die Sachsen haben's gehüet, gemiehet,
Mit Luthers Lehre zurückbesichert.
Gleiches hat sich an gleichem entzündet.
Inn'get noch ward als in heimischen Ländern
Shakespeares Größe von Deutschen verstanden.

Beeinigt fand uns die blutige Rote
Des heiligen Tages von Waterloo.
Carlyle bezeugte, begeisterungsfroh,
Weltgedanken von Schiller und Goethe.
Deutschland und England schienen berufen
Leuchtend zu steh'n auf den höchsten Stufen.

Und heute —! Wir sah'n dich dein Antlitz verhüllen,
Rutter Sonne, vor Ekel und Gram,
Aus tiefsten Tiefen des Abgrunds kam
Schwarz es herauf mit dumpfem Brüllen:
Eiferucht, Haß und in heulender Runde
Beutegierig lechzende Hunde.

Wer sie gerufen? Wer sie beschworen?
Erröte! Schäme dich, Albion!
Wähnst du, verblendet, doch lange schon
Einzig vor allen dich erkoren;
Wähnst, es könne dir gar gelingen,
Deutschen Stolz in den Staub zu zwingen.

Berrat drum übest du kalt an dem hehren,
Verklärten, der Selbstsucht entrückten Ziel.
Du schürtest den Krieg. Die Maske fiel.
Gebrandmarkt stehst du in schnödem Begehren.
Unwert wurdest du deiner Ahnen,
England, entarteter Sproß der
Germanen!

Das Plateau von Doberdo.

Von Robert Weiß.

Vom steilen Karst ist's vorgehoben
 Bis zu des Collio grünen Fluren,
 Von Meeresfluten abgehoben
 Und des Sonzo hellen Spuren.

Dort kämpfen Oesterreichs Legionen
 Gegen des Feindes Uebermacht
 Im Donnertosen der Kanonen,
 Das nie verstummt bei Tag und Nacht.
 Hoi ho! Hoi ho! Herr Schuß vom Po!
 Du wähnst dich schon in Doberdo?

Es hagelt wahrhaft von Geschossen,
 Die Steine spritzen wild umher,
 Viel gutes Blut ward hier vergossen
 Durch deinen Bruch an Treu' und Ehr'.

Doch jeder Fels wird es besagen
 Und Länden wird es jeder Halm,
 Daß standhaft wir und ohne Klagen
 Ertrugen euren gift'gen Qualm.
 Ihr wartet so wie die Hyänen,
 Bis ihr uns alle glaubt nur Leichen
 Und mutig dann, mit gier'gen Zähnen
 Beginnt ihr euch heranzuschleichen.
 Hoi ho! Hoi ho! Herr Schuß vom Po!
 Du wähnst dich schon auf Doberdo?

Doch siehe! Aus den blut'gen Trümmern,
 Gequetscht, verletzt, von Wut berückt,
 Ohne um Wunden uns zu kümmern,
 Werfen in's Tal wir dich zurück.

Wär' auch die Klinte ohne Korn,
 So müßtest dennoch du uns weichen,
 Denn eines ganzen Volkes Born
 Ist stärker als ein Wald von Eichen.

Für jeden, den wir dort verloren,
 Müßt fünf ihr lassen uns als Pfand!
 Brüllt ihr auch noch so oft „Savoia“,
 Habsburg hält fest den Felsenrand.
 Hoi ho! Hoi ho! Herr Schuß vom Po!
 Verblute dich bei Doberdo.

Sommer 1915.

Sie jagten hagere Reiter gegen uns an,
 Denen düsteres Licht aus hohlen Augen rann,
 Unter schwarzen Mänteln klappte dürres Gebein:
 Wir bringen den Hunger! Deutsches Volk, wir
 fargen Dich ein!

Aber hoch über Deutschland . . . sieh', wie es
 golden glüht!
 Und aus gütigen Wolken . . . sieh', wie der
 Regen sprüht!
 Hoch steht das Korn und die Aehren neigen
 sich tief,
 Wunderbar reißt die Frucht, die bebend im
 Samen schließ.

Eilig schwillt sie im Schoß der trächtigen Erde;
 Auf üppigen Wiesen weidet geruhsam die Herde.
 Horch, die erste Sense, die froh durchs Ge-
 treide sirt!

Horch, der erste Spaten, der tief in die Erde klirrt!

Mit heiseren Schreien wenden die hageren Reiter,
 Jagten davon wie elend geschlagene Streiter.

Hoch aus blaudentischem Himmel droht eine
 herrliche Hand:

Unbesiegbar das Volk! . . . Unbezwingbar das
 Land!

Kurt Kuchler.

— „Wann fliegt zu uns das Angriffswort?“ Dem 18. Armeekorps und seinem kommandierenden General, Excellenz v. Schend, widmet zur Wiederkehr seiner ruhmreichen Schlacht-tage August, September, Oktober 1914 H. v. U r u h folgendes Gedicht, das die Kampf- und Siegeslust unserer Tapferen im Westen wunderbar wiedergibt:

Wir fragen dich: „Allmächt'ger Geist,
Der du die Zeit regierst
Und was zu deiner Wahrheit kreist,
Mit ew'gem Lorbeer zierst,

Wir aus dem Westen fragen dich,
Was haben wir getan?
Der Osten überleuchtet sich!
Uns stumpfen Krall und Bahn!

Wohl glänzen Siege in der Brust,
Die uns kein Ost verweht —
Man hat von ihm noch nichts gewußt,
Als wir sie ausgesät!

Doch hocken wir nun halb ein Jahr
Mit festgeklammtem Arm,
Wut wächst aus uns wie Löwenhaar —
Und macht uns fiebertwarm.

Wann fliegt zu uns das Angriffswort?
Wann darf der Westen vor?
Ein Siegesheimweh treibt uns fort —,
Verriegle nicht das Tor.

Hier lagert schwarzes Wolkenblei
Von Blitzen angefüllt!
Gott! gib den Westen wieder frei,
Der nach Erlösung brüllt!“

6. VIII. 1915

Tirol unteilbar!

Ich hab' in mancher banger Nacht,
 Als welscher Schacher drohte,
 Aus weiter Ferne Dein gedacht,
 Tirol, mein teures Heimatland
 Vom Achensee zum Gardastrand —
 Eh' noch die Flamme lohete.

Nun loht die Flamme, tobt der Streit,
 Die Waffe wird entscheiden;
 Es fühlt mein Herz sich wie befreit:
 Daß einen Deut vom Land Tirol
 Hyänengier uns rauben soll,
 Das wird kein Landsmann leiden!

An der Front in Polen, Juli 1915.

Heinrich v. Schullern.

Märkischer August 1915.

Die Wiese wie ein Blumenbeet.
Ein Bauer rechts, der Hafer mäht.
Die Glut lastet schwer.
Eine blaue Wand am Himmel steht.
„Gut Wetter, Herr!“ — ein kurz Gebet.
Gott braucht nicht mehr.

Vor der Donnerwolke länglichrund
Ein Fesselballon wie ein Kettenhund.
Alle Winde zerren ihn;
Indes, bald fern im Himmelsrund,
Bald über unsrer Wiese bunt,
Zwei Doppeldecker ziehn.

E. L.

Hauptquartier.

Von Rudolf Herzog.

Ein elend Nest. Fuhhoch der Schmutz umher.
Vor niedrer Tür Litauer, Russen, Juden,
Und Trödelkram in hundert Bretterbuden,
Die sich zu Gassen reihen kreuz und quer.
Das Straßenspflaster weicht bald hier, bald dort
Dem Knüppeldamm, und der — weicht dem Morast.
Sechs Schritt noch, Jungens. Lustig tritt gefast.
Hei, wie das spricht! Hier bleibt das Hauptquartier.

Ein Schloßbau — halt! So sieht ein fatter Gauch
Behäbig über seinem Bettelvolke
Und ahnt zu Häupten nicht die Wetterwolke,
Die ihn erschlägt beim ersten Morgenrauch.
Wer ist der Hausherr? Herr General, das Schloß
Gehört des Zaren Reiterregiment.
Offizierskasino, wie's nur Rußland kennt —
Ja, ja, man riecht's, daß hier Champagner floss.

Das Tor steht auf, und gähnend läuft der Gang
Durch Prunkgemächer, die vor Leere geistern.
Kein Bett, kein Stuhl, die Müdigkeit zu meistern,
Nicht Bank noch Bild die kahle Wand entlang.
Was niet- und nagelfest im Stein nicht saß,
Herausgezerrt in heller Diebesucht
Und mitgezerrt auf eil'ger Reiterflucht.
Nur Unrat blieb und blinder Mottenfraß.

In der enttäuschten Offiziere Kreis
Der General mit heitren Jünglingsaugen.
„Hier bleibt das Hauptquartier. Es wird schon taugen,
Wenn man soldatisch raschen Rat sich weiß.
Den Mantelsack. Das Kaiserbild heraus.
Ein Hammerschlag — da prangt es an der Wand.
Und die wir nahmen heut mit Stürmerhand,
Die Fahnen bringt. Nun sind wir gleich zu Haus.“

Und tief die Spitzen vor dem Bild geneigt
Rammt er sie ein, daß Stoff und Stangen stöhnen.
Quartier bereit. Nichts weiter zu verschönen.
Und alles steht, vor Andacht heiß, und schweigt,
Und vor dem Bilde und der Beutezier
Lüpfst still vom Haupt den Helm der General:
Mir ist — mir ist — als könnt' im Himmelsaal
Kein besser Wohnen sein. Heil Kaiser dir . . .

Im Osten.

August 1915.

6. VIII. 1915

Die Feier der Jahreswende des Krieges an der Südwestfront.

Wien, 5. August.

Von einer hochstehenden Seite erhalten wir folgendes Schreiben:

Feldpost Nr. 311,
am 30. Juli 1915.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen im Anbuge ein literarisches Produkt von der Südwestfront schicke — ein dichterischer Prolog, welcher anlässlich der Jahreswende unseres Eintretens in den Kriegszustand am Siege eines im Mittelpunkte der letzten Kämpfe gestandenen Korps gehalten wurde.

Vielleicht finden Sie diesen poetischen Aufstakt zum zweiten Kriegsjahre, welcher aus der Feder eines selbst im Frontdienst stehenden, bisher unbekanntem Dichters stammt und ein plastisches Bild des ehernen Ringens beiderseits des Isonzo gibt, würdig, in Ihrem Blatte reproduziert zu werden.

Ich ergreife diesen Anlaß, Euer Wohlgeboren usw.

* * *

Das Gedicht hat folgenden Wortlaut:

Isonzowacht.

Prolog zur ersten Jahreswende des Weltkrieges, gesprochen in einem Korpshauptquartier der Südwestfront am 28. Juli 1915.

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichenlaub die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die Mörser dumpf erdröhnen?

Wo unsere Kameraden, Troglodyten gleich, in dumpfen Höhlen

Nach Augenblicken noch des Lebens Stundentunden qualvoll zählen?

Wo rings auf grauem Karst geisterhaft auf tausend todesmatten

Erbleichten Stirnen huscht ins Weltenall der Seelen flücht'ger Schatten?

Wo des Isonzo grünsmaragone Wogen blutigrot zu färben

Von unserer Edelsten der Edlen blutigrotem Kreuzessterben?

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichenlaub die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die Mörser dumpf erdröhnen?

Ein Jahr verrauschte uns im Strom der Tat, da tausend Eichenwagen

In scharfer Mahd den Tod in unserer Feinde Meuteklaffen tragen,

Ein Jahr, ein langes, hanges Jahr voll Wunder, Wunden und voll Tränen,

Ein Jahr des Kleinmuts all der Kleinen, die da kampflös Frieden sehnen,

Ein Jahr im Panzer heil'ger Kampfesnot und eiserner Zuversichten,

Im Blutrausch unserer Helden, die da stürmen mit den Sieg'gsgefechten.

Ihr möchtet heute schon das Ende der Gigantenschlacht ermessen,

Die Via triumphalis schreiten, umhegt von Lorbeer und Zypressen,

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichenlaub die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die Mörser dumpf erdröhnen?

Wir wollen heute keine Siegesfeste, so siegreich wir bisher gerungen,

Denn heute ist ein Allerheiligentag; wachet auf, Erinnerungen An all die wackern Kämpen, die im Eis des Bergwalls der Karpathen

Vom weißen und vom roten Tod die Immortellen sich erstritten hatten,

An die Getreuen, die im Fluchlande des Mordstahls und der Sorben

Den bitter süßen Tod für Weib und Kind und Vaterland sind gestorben,

An all die Tapferen, all die Guten, all die Alten, all die Jungen,

Die einsam in der Erde ruh'n und die ein Massengrab verschlungen.

Wir dürfen keine Siegesfeste feiern, mit Eichenlaub die Stirn nicht krönen,

Wenn hier vom Monte Santo noch, von San Michele dort die Mörser dumpf erdröhnen.

Und dennoch, Kameraden, hebt hoch, efeuunkränzt, des Lebens gold'ne Schale,

Es künde stolz von Firn zu Firn, von Berg zu Berg ein Sturmfanale,

Daß hier im Donnergröhlen der Haubitzen aus tausend Flammenzungen

Der Kaiserarm verjüngt — ein Phönix — ätherwärts sich aufgeschwungen.

Der Sonne zu, der Sonne zu, mein Ar! In mächtigen Spiralen

Schwing' dich empor, mein Wappentier, vom Felsengrat, dem fahlen,

Den Schnabel scharf, gestrafft das Flügelpaar, die Fänge Stahleschwinger!

Das ist der Habsburg alter Ar, beschwingt mit neuen Stahleschwinger.

Nun rüstet euch zum Siegesfest, mit grünem Eichenlaub die Stirn zu krönen,

Wenn auch vom Monte Santo noch, von San Michele auch die Mörser dumpf erdröhnen.

G. v. Weil

= Kinder auf Reisen.

Sie hatte ihre liebe Müh. Mit Drei'n
Stieg sie vom Bahnsteig dritter Klasse ein.
Das älteste war fünf, und in den Wagen
Mußt sie auf ihrem Arm das jüngste tragen,
Ein Säugling noch, der müde war und schlief.
Die arme Mutter war gehezt und lief,
Und neben ihr auf kurzen nackten Beinen —
Nur Mama nicht verlier'n! — die andern Kleinen.
Der Schaffner half, und glücklich sorgte sie,
Daß Wubi schlief und keins der beiden schrie.
Sie waren ganz alleine; doch nun kamen
An ihre Wagentüre andre Damen.
Sie gingen weiter suchend her und hin,
Und eine rief: „Da sind ja Kinder drin!
Entsetzlich!“ Alles schimpfte um die Wette,
Als wär' dies Nestchen eine Seuchenstätte.
Und nirgends Plaz. Der Schaffner mochte schrei'n;
In diesen Abteil stieg kein anderer ein.
Wie hat das arme Mutterherz gezittert!
Wie war ihr alle Freude da verbittert!
Wie? Ihre Kleinen, Süßen so verhaßt?
Und heute, wo der Tod bei uns zu Gast
Und unsre Tapfern für die Kinder bluten? ...
Hat denn der Herrgott keine Haselnuten?

A b o l f G h t im Hamoverschen Aurt...

Der hungerkrieg.

Nun schneiden wir das neue Korn,
Die goldnen Schwaden fliegen,
Die Sense blüht, der Schnitter lacht:
Wir siegen, hei, wir siegen!
Wir nagen nicht am Hungertuch —
Schwarzbrot macht rote Wangen —
Die Bäume hängen schwer voll Frucht
Und unsre Felber prangen.
Ersticht in Gift und Neid und Born —
Wir schneiden unser neues Korn,
Lacht tausend Donner krachen —
Wir lachen — wir lachen!

Wer auf den Feind nicht dreschen kann,
Der drischt die vollen Ähren
Und haut so grimmig gründlich drein
Als ob's Bierbündler wären.
Die alten Weiblein regen sich
So flink als wie die Frettchen,
Und was der Dub nicht schaffen kann,
Das schaffen zwei, drei Mädchen.
Ersticht in Gift und Neid und Born —
Wir schneiden unser neues Korn,
Lacht tausend Donner krachen —
Wir lachen — wir lachen!

Es darf ja nicht, es kann ja nicht
Der Schandplan euch gelingen,
Durch Hunger unsre harte Faust
Zu fesseln und zu zwingen.
Ei, sperrt nur alle Tore zu,
Ihr könnt es nicht verhindern —
Die deutsche Sonne meint's zu gut
Mit ihren treuen Kindern.
Ersticht in Gift und Neid und Born —
Wir schneiden unser neues Korn,
Lacht tausend Donner krachen —
Wir lachen — wir lachen!

Wir haben satt und übersatt,
Wir machen mit den Resten
Auch noch Millionen Russen fett,
Nebst andern lieben Gästen.
Dir, werter Vetter über See,
Vergehn auch noch die Muden,
Du lernst noch Wurst und Sauerkraut
Bei uns mit Freuden schluden.
Ersticht in Gift und Neid und Born —
Wir schneiden unser neues Korn,
Lacht tausend Donner krachen —
Wir lachen — wir lachen!

Und habt ihr uns das Feld gepflügt
Mit Bomben und Granaten,
Mit Tränen und mit Blut gedüngt
Die Friedenshoffnungsstaaten:
Das Jahr ist um, die Frucht ist reif,
Und reif sind auch die Zeiten,
Daß wir aus unserm heil'gen Krieg
Zur großen Ernte schreiten.
Was half euch Gift und Neid und Born?
Wir schneiden unser neues Korn —
Lacht eure Donner krachen —
Wir stehen fest — und lachen!

Ernst Frhr. von Wolzogen,
Hauptmann und Kompagnie-Führer.

Das Reichsgold.

Die Kämpfer an die Heimatgenossen.

Von Erich Arndt.

Wir sparten kein Blut — ihr spart euer Gold?
 Das Gold: das Sinnbild der Treue!
 Wir haben gegeben
 Leben um Leben,
 Euch zu erretten
 Vor Schande und Ketten —
 Verrat übt täglich aufs neue,
 Wer heimlich-feige beiseite gerollt:
 Deutschlands Gold.

Ihr schließt in den dumpfigen Kasten das Gold,
 Aus der Brust wir schenken das Herz!
 Pfui über das Schachern,
 Das gleichende Prachern,
 Das stidige Hehlen,
 Das tückische Stehlen —
 Ein Dieb ist am heimischen Erz,
 Wer nicht auf dem Altar des Dankes gezollt:
 Deutschlands Gold.

Wir kämpfen mit Eisen — kämpft ihr mit dem Gold,
 Seine Last erdrücke die Feinde!
 Wertloses Gepränge
 In Schlupfwinkels Enge
 Zur Weltmacht erstarkt
 Auf des Vaterlands Markt —
 Ein Ruf von Gemeind' zu Gemeinde:
 Es trage herbei, wer den Sieg je gewollt:
 Deutschlands Gold.

Ihr spartet kein Blut — wir sparen kein Gold,
 Der Deutsche ist Sinnbild der Treue!
 Ihr stählernen Sieger
 Auch wir sind Krieger,
 Eh ihr es gedacht,
 Ist gewonnen die Schlacht —
 Hoch türmt sich die Beute aufs neue:
 Zur funkelnden Schuhwehr zusammengerollt:
 Deutschlands Gold.

Die Befreiung Galiziens.

Von einem alten Östpreußen.

Treu wie Brüder, Hand in Hand,
Schiebt sich eine Menschenwand,
Von des Hochgebirges Rand,
Vorwärts ins Galizier Land.

Denn die heil'ge Muttererde
Und die heimatlichen Herde
Sind von ganz entmenschten Horden,
Unter Sengen, Brennen, Morden,
Ausgeplündert und vernichtet,
Alles ist zu Grund gerichtet.

Auf den weiten, reichen Fluren
Nichts als der Zerstörung Spuren.

Aber nun nah'n die Befreier,
Denn Galizien, so teuer
Allen Herzen, allen Sinnen,
Gilt es jetzt zurückgewinnen.

Aus der Nähe und der Weite,
Oft erprobt im heißen Streite,
Fest vereint in schwerer Not,
Brüder bis zum herben Tod,
Kommen Oesterreiches Mannen
Und die aus Deutschland herkommen
Und vernichten diese Horden.
Sagen sie zum kalten Norden.

Nichts hält diese Helden auf,
Nastlos ist ihr Siegeslauf.
Przemysl ist schnell genommen,
Dann ist Lemberg drangefommen.
Nirgends hält der Feind noch stand,
Frei ist das Galizier Land.

Gott der Herr, er hat gezeigt,
Daß in alle Ewigkeit
Echte Treue, Recht und Wahrheit,
Redlichkeit und Ehrlichkeit
Ganz allein vor ihm bestehen,
Lüge und Betrug vergehen.

E. Ballerstaedt.

Dem Helden v. Höhendorf.

Nun hast auch du deine Mutter verloren — das Harte,
 Wenn auch erwartet, es kommt doch immer zu früh;
 Nur wer so voll heiligster Liebe und Verehrung
 An seiner Mutter hing, der kann das Leid
 Ermessen, das dich traf.

Nach Worten da suchen,
 Nach einem Trost, der ja doch nichts geben könnte,
 Das hieße nur an blutender Wunde rühren . . .
 (Das Schwerste macht jeder mit sich selber aus.)

Doch der Gedanke, daß Millionen dich
 Wie einen Gott verehren und daß wir i h r,
 Der selig Dahingegangenen, mit tausend
 Und tausend heißen Worten oft und oft
 Dafür dankten, daß sie dir das Leben gab —

Der Gedanke, der längst ihr zur Wahrheit erblühte,
 Und den auf den letzten Weg sie mitgenommen,
 Der machte ihr den Heimweg leicht.

Dir aber
 Wird dies Bewußtsein heut' und in kommenden Tagen
 Hinüberhelfen über das Unabwendbare.
 Ueber das große Leid, an dem wir Alle,
 Ja Alle tiefherzinnigen Anteil nehmen.

Wien, 3. August 1915.

Anton Raymond.

An Conrad v. Höbendorf.

Zum Tode seiner 91jährigen Mutter.

Das ehrwürdige Haupt mit Schnee bekränzt,
 Ein Auge, das Deinen Bahnen nachgeglänzt,
 Ein Mund, der stumm seinen schwelgenden Stolz
 verschwieg,
 Damit keine Gottheit neide Dir Kranz noch Sieg,
 Die Hände gefaltet, das Herz Dir nah —
 Barbara,
 So lautet der Name
 Der alten Dame,
 Die vom Lehnstuhl kopfschüttelnd die Zeiten sah.

In ernsten, durchdrungenen, blitzenden Stunden,
 Da hast Du einsamer Denker der Lat
 Den schmalen, zerbrechlichen Steg gefunden,
 Auf dem Deinem Lande die Rettung naht.
 Millionen Schwerter konntest Du zücken,
 Vor dem Einsturz wahren den Riesenbau,
 Doch die welke Hand der alten Frau
 Darfst Du auf Erden nicht mehr drücken.
 Ein Hügel, nieder und bröckelnd grau,
 Wird einst den heimkehrenden Retter grüßen,
 Du aber stehst zu seinen Füßen,
 Starrst schweigend auf ins Himmelsblau,
 Um Heldenruhm durch Menschenleid zu büßen.

Georg Engel.

Zu Landmanns Wehrentag.

Werden aus dem Feld der Ehren
Unsere Krieger heimwärts kehren,
Dann gedenket auch der Laten
Derer auf dem Feld der Aehren.

Was der Landmann gläubig hoffend
Niedersentt zur heiligen Erde,
Das erwacht nach kurzen Tagen
Froh zu einem neuen Werde.

Wen das Rad der Zeit betrogen,
Traun, zum Kornfeld laßt ihn eilen;
Dieser Tisch der treuen Mutter
Wird ihn sättigen und heilen.

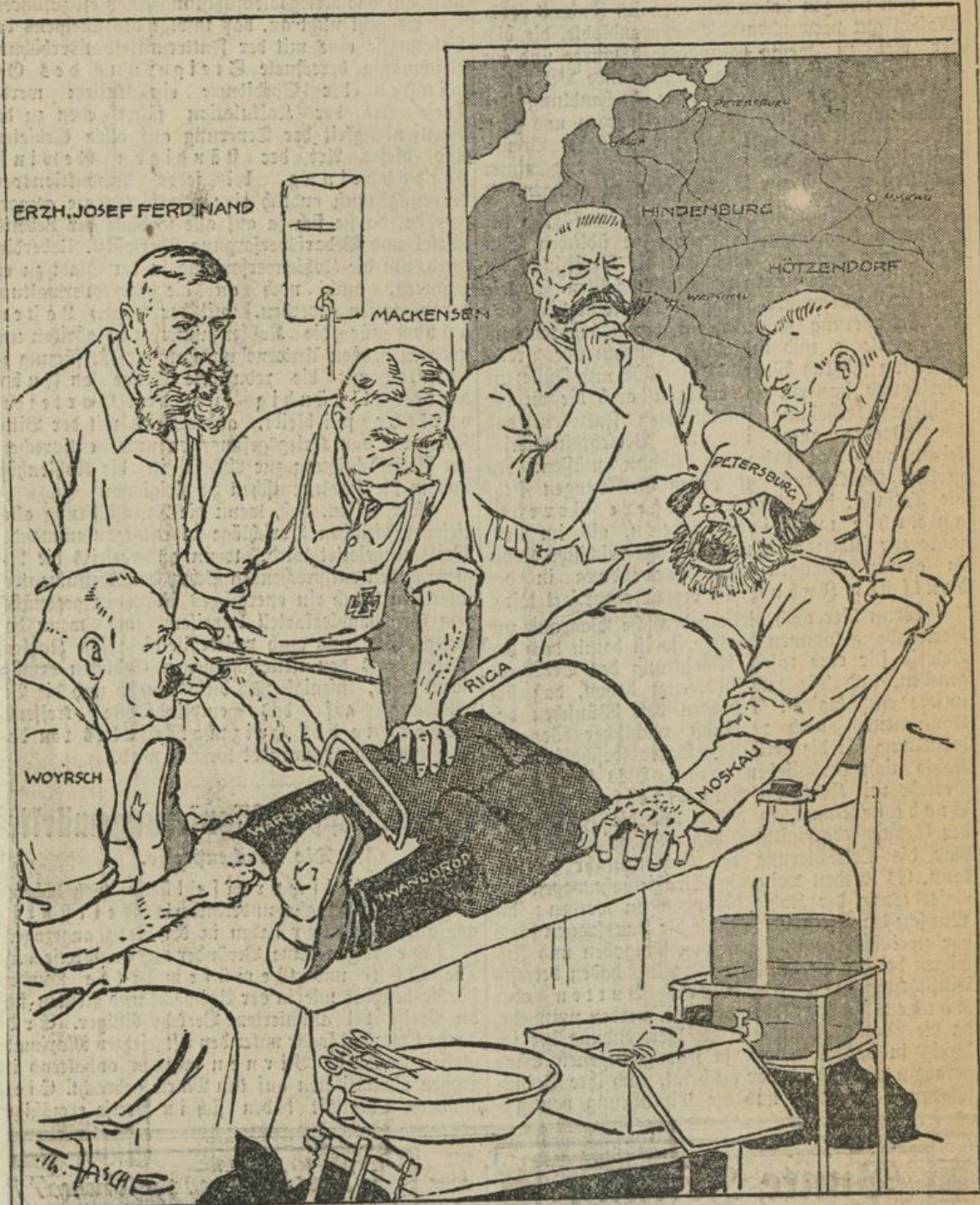
Und zum Kornfeld laßt ihn wandern,
Jeden, dem der Glaube schwindet,
Daß man frühentschlafne Wesen
Neu geboren wieder findet.

Wenn sie aus dem Feld der Ehren,
Reich befränzt zur Heimat kehren,
Schmücke sich mit roten, blauen
Blumen auch das Feld der Aehren!

Peter Rosegger.

Der russische Patient.

Originalzeichnung von Theo Zache.



Sie stehen um den Patienten herum
Die Ärzte, und halten Konsilium.
Der liegt bewusstlos und deliriert,
Sie hab'n ihn gehörig chloroformiert.

„Der Fuß muß weg!“ der eine spricht,
„Dort plagte ihn ohnehin stets die Gicht“,
Der andere nahm ihm das zweite Bein,
Was täte er auch mit einem allein?

Der dritte Arzt den Patienten besieht
Und hat sich mit Aderlässen bemüht.
„Es nützt uns nichts, fort muß auch die Hand.“
Zu schlecht sah dem Kranken der Bierverband.

Primarius Hötzendorf tut jetzt kund:
„Er leidet an Weichselseieber zur Stund'
Schwächezustände sind ihm geläufig,
Auch übergibt er sich häufig.“

Es schüttelt sein Haupt der Oberchirurg
Des Deutschen Reich's Doktor Hindenburg,
Sie ist schon zu weit gediehen,
„Die Verkalkung der Artillerien.“

„Der Kranke hat Städte- und Völkerschwind,
Auch fehlen ihm alle Zähne im Mund,
Er wird gewiß nichts verlieren,
Wenn wir ihm den Kopf amputieren.“

Sie raten hin und sie raten her,
Doch geholt hat keiner dem Kranken mehr,
Der starb nicht an einer Verletzung,
Sondern an innerer Zerfetzung! —io.

8. VIII. 1915

Zeit-Strophen.

Droben im Elysiun
Sprechen die Strategen
Um den langen Tisch herum
Von den neu'nen Schlagen.
Kutusow, der Feldmarschall,
Deutet auf die Karte:
„Wieder kommt's wie dazumal,
Wieher Bonaparte.“

Na, auch ihr habt uns besiegt,
Habt uns oft geschlagen,
Aber unsere Stärke liegt
Nicht im kühnen Wagen.
Immer rückwärts zogen wir,
Lockten euch dahinter.
Wis auch schauriges Quartier
Gab der Russenwinter.

Heute kommt es ebenso —
Wir sind unterlegen,
Doch der Feind zieht siegesfroh
Dem Ruin entgegen.
Dringt er tief ins Land hinein,
Pressen ihn die Wölfe,
Glorreich wird erneuert sein
Achtzehnhundertzwölfe.“

Bonaparte lächelt kalt:
„Alle Nimmennmärchen
Welden ewig dumm und alt,
Aber die Geschichte treibt
Ewig neue Triebe —
Schlechter Trost ist's, der euch bleibt,
Freund, für eure Triebe.“

Als ich in die Steppe weit
Trug die Siegesfahnen,
Sagt mir, gab's zu jener Zeit
Auch schon Eisenbahnen?
Woh ich durch den Schienenstrang
Mit Paris verbunden,
Hätt' ich eures Winters Zwang
Spottend überbunden.

Wo auf Eisenpfaden hin
Dampft das Angeheuer,
Gilt kein neuer Moskopschin,
Weder Frost noch Feuer.
Hoffet nicht, daß aus der Not
Euch ein Wunder helfe
Nein, verjunken ist und tot
Achtzehnhundertzwölfe.“

Florian.

Reiterlied.

Wär' bei Gott, fürs Leben gern
ein Soldat geworden,
trüg' des kaiserlichen Herrn
bunten Rock und Orden.

Hätte Sterne, Sporn und Schwert
und von Gold die Riemen,
würde immer hoch zu Pferd
wie ein König sitzen.

Gieße wie der Teufel dann
in die Ruffenhorde,
wär' ein braver Reitersmann
meines Herrn geworden.

Träg' mich eine Kugel auch,
tät' mein Blut hingeben,
früher Tod ist Kriegerbrauch
im Soldatenleben.

Jegendlich, im Feld, im Wald,
deckt mich dann die Erde,
reiten Kameraden bald
drüberhin zu Pferde.

Arthur Butra.

Festprolog.

zur Nilow-Deukmal-Enthüllungsfier.

Gesprochen und verfaßt von Franz Gschmeidler
 Im Lenzmond war's. Ein Sonntag, hell und klar wie heute,
 Da klang vom Stadtdom her ein dumpfes Grabgeläute
 Und eine Menge Volks umdrängt stumm dies Haus,
 Aus dem sie weinend trugen einen Sarg heraus,
 In dem ein Lichter lag, der Lied um Lied gesungen,
 Bis ihm, vom Schmerz erdrückt, das arme Herz zersprungen ..
 Ein Dichter war's, der mit der Seele ganzem Sehnen
 Voll heißen Heimwehs suchte nach dem Ewigschönen;
 Ein Träumer war's, der irrte fort in weite Fernen
 Hoch über sich hinaus nach unerreichten Sternen;
 Ein Einsamstiller war's, ein Welt- und Wegemüder,
 Der sich verschenkte in dem Goldquell seiner Lieder;
 Und auch ein Dulder war's, der bis an's Ziel geschritten
 Mit stolzem Haupt, wie viel und schwer er auch gelitten.
 Nun ruht er längst da draußen vor der lauten Stadt,
 Die er geliebt als seine zweite Heimat hat,
 Auf der sein ernstes Auge zärtlich oft geruht,
 Wenn er vor'm Hause saß in stiller Abendglut,
 Voll weisen Sinns der dunkeln Lebensrätseln sann
 Und leidverklärt sich tief in lichte Träume spann,
 Bis eine letzte Nacht ihm gab die letzte Ruh: —
 Und dieser Dichter, Stefan Nilow, der warst Du!
 Du warst's, der wunschlos still im Lenzmond schied von hier
 Für ewig — weh, ein Unsterblicher starb mit dir!
 Ein Gütereicher, der sein ganzes Leben lang
 Uns Herz des deutschen Volkes warb, bis er's bezwang,
 Bis er ein Heimrecht fand im deutschen Sprachgebiet
 Für sich und das, woran sein Herzblut hing: sein Lied.
 Sein Lied, das wie Gebet klingt durch die Not der Welt,
 Wie Sonntagsglocken, die sich schwingen übers Feth,
 Und hoch erhebt, so hoch ein Lied es nur vermag,
 Zu Licht und Frieden und der Seele Feiertag ...

Was du im Lied verschenkt an Menschentrost und Glück,
 Gab, Nilow, zögernd nur das Schicksal dir zurück!
 Denn spät, als schon dein Weg in Dämmerung sich verlor,
 Grünte aus Dornen erst der Lorbeer dir empor;
 Und als zu müd' du warst, um dich noch laut zu freu'n,
 Goh über dich der Ruhm erst einen Spätherbstechein,
 Um zu versöhnen dich noch vor des Lebens Endung
 Mit deinem Erdgeschick und deiner Dichtersendung.
 Und weil du abseits gingst, fern allem Marktgedränge,
 Wardst du verkannt, zu spät verstanden von der Menge.
 Zu spät! Daran zerbrach schon viel Erfolg der Welt
 Und bestes Menschentum — dran bist auch du zerschellt!
 Zu spät! Das war die Lebensstragik schon bei Vielen
 Und war es auch bei dir und deinen höchsten Zielen!
 Mehr aber noch: Dein Glück und Unglück war's zugleich,
 Daß du ein deutscher Dichter warst in Oesterreich!

Wie dem auch sei, an deines Hügel's Grabypressen
 Seufzt deutsches Leid um dich — du bleibst uns unvergessen
 Und als der Nachwelt Dank blinkt nun in Erz gebaut
 An diesem Haus dein Bild, wie Liebe dich geschaut.
 Dein Bild in Erz und Stein, das Kind und Kindeskind
 Soll mahnen noch an dich, wenn längst wir nicht mehr sind,
 Soll wie dein Lied uns sein von dir noch eine Fährte,
 Wenn längst dein Staub zerfiel in Lähler, deutscher Erde.
 — Dir, Nilow, ward zum Schluß, was du ersehnt, beschieden.
 Nur uns umklirrt noch Kampf. Wann kommt für uns der
 Frieden?

Allmächt'ger Gott, zu dem wir betend flüchten
 In dieser wirren Zeit, da Völker sich vernichten,
 Laß endlich Friede sein! Tilg' aus den Weltenbrand
 Und gib uns Sieg und segne unser Vaterland!

Franz Gschmeidler.

8. VIII. 1915

Selene v. Sz.: Ihr Gedichtchen ist sehr nett, aber nicht neu.
In Berlin besang man die Schaffnerinnen schon, wie Sie sehen:

Lied der Schaffnerinnen.

Wir sind das Schaffnerinnen-Korps,
Von dem ich Gutes melde,
Wir rüdten für die Männer vor,
Die tapfer steh'n im Felde.
Der gold'ne Ring, er ist uns wert,
Bohl dem, der mit der Ringbahn fährt.
An jedem Tag auf's neue
Lun wir die Pflicht in Treue.

Wir lösen ohne Unterschied
Gar leicht die Frauenfrage,
Denn wer der Männer Amt versteht,
Ist Herr jedweder Lage.
Das flotte Mühchen steht uns gut,
Die Tasche halten wir in Hut,
So fahren wir von hinnen,
Wir jungen Schaffnerinnen.

Aufmerksam sind wir und gewandt,
Gewachsen allen Mühen,
Wir reichen jedem gern die Hand,
Um ihn emporzuziehen.
Sonst hielten Männer um uns an,
Jetzt tun wir's alle gleich dem Mann,
Denn es gilt anzuhalten
Beim Jungen und beim Alten.

Und wo wir walten, seh'n wir heut
B wohlwollend stets die Mienen,
Man hat uns gern, man ist erfreut,
Daz wir so treulich dienen,
So sind auch wir vom Krieg geweiht,
Und kommt dereinst die Friedenszeit,
Die siegesfroh unausbleiblich,
Dann sind wir wieder weiblich.

F. H.

Brudertreue.

Zwei sah ich nach dem
Streite,

Die trug man in ein Haus.
Sie lagen Seit' an Seite
Und ruhten röchelnd aus.

Es griff die Hand des einen
Zur Hand des andern hin.
Dann drückten in das Leinen
Sie still das härtge Kinn.

Am Bett der Namensnener
Zwei Brüdernamen trug;
Rheinische Landwehrmänner;
Gen Rußland ging der Zug. —

Kein Stern war durchgedrungen,
Als der Befehl sie traf.
Da rüttelte den Jungen
Der Bruder aus dem Schlaf.

Zum Sturm. Nimm deine
Waffen.

Tritt an — und eins versprich:
Kannst du's allein nicht schaffen,
Dann, Kleiner, rufft du mich. —

Landwehr — Sprung auf! Ein
Klirren!

Der Stacheldraht zerhaun!
Und in dem Kugelschwirren
Das Würgen und das Graun.

Und Graben Eins — genommen!
Und Sturm auf Graben Zwei!
Hilf — Gro—ßer! Klang ver-
schwommen

Von fern ein Hilfschrei.

Zurück, Mann! Niederbücken!
Der troch durch Blut und Mord
Nach vorn, und auf dem Rücken
Schleppt' er den Bruder fort.

Nur einmal stöhnt er bitter
Und schlich wie abgehakt.
Da hatt' ein Eisensplitter
Auch ihm das Bein zersekt. —

Zwei Brüder in den Schienen,
Zwei Brüder Hand in Hand.
Ich las in ihren Mienen:
Wir sind doch — beieinand'.

Und mühtet ihr verschiden:
O Mutter, weiß von Haar,
Wie bist du zu beneiden,
Die solche Treu' gebar.

Im Osten.

Rudolf Herzog.

Warschau in deutscher Hand.

Wir stehen im Streit, und wir schlagen den Schlag,
 Und der Sand war grau und ist rot,
 Und das Ziel ist weit, doch es kommt uns der Tag,
 Da der Sieg uns leuchtend umloht!

Wir sprechen nicht viel, und wir tuen die Tat —
 Mag das Maul den anderen geh'n —
 Noch steht in den Halmen die teuflische Saat,
 Und wir sind die Mäher und mäh'n!

Wir tragen das Schwert, und wir ziehen zur
 Schlacht,

Die ist uns ein blutig' Gebet,
 Das vom ewigen Herrn der himmlischen Macht
 Den Frieden auf Erden erfleht!

Wir sind auf dem Weg, und wir kennen das Ziel
 Und halten ein ehrlich' Gericht,
 Wir hissen die Fahn' auf der Feste, die fiel —
 Und wir grüßen das kommende Licht!

Karl Rosner.

8. VII. 1915

Mußt ewig blühen — Rose!

Mußt ewig blühen — Rose
An jeden Gartens Baun,
Zur Freude deutscher Seelen,
Zum Schmucke deutscher Frau'.

Für deutsche Frau'n, die schaffen
Mit ungetrübtem Fleiß
Für unser Heer in Waffen
Zum edlen Siegespreis.

Für deutsche Frau'n, die pflegen
Mit mütterlichem Harn,
Daß sich der tranken Söhne
Der liebe Gott erbarm'.

Für deutsche Frau'n, die mutig
Und groß steh'n in der Welt,
Wenn 's heißt: im Kampf, so blutig
Fiel, Mutter, er als Held! —

Für deutsche Frau'n — blüh' Rose
Bis in die fernste Zeit,
Nutt ja in ihrem Schoße
Deutsch-Öest'reichs Ewigkeit.

Leo M a a s f e l d.

Niobe.

Die Bahnhofshalle scholl. Von eisern
 reißigen Männern braust' es wie ein Meer.
 In Lärm und Strudel irrten einsam
 Frauen
 und weinten. Eine aber wie ein Speer
 stand hoch und ragte. Unter steilen Brauen
 blieb unbewegt des Auges blauer Stein
 und schien in graue Fernen hinzuschauen,
 wo sich in fahlem Schlachtenwetterchein
 Künftiges formt. — Drei schlankte Söhne
 standen
 zur Seite ihr. — Ein Knabe, dem ein
 Spiel
 das Leben gestern war, der Jüngste, trug
 schwer an dem Helm. — Die Kinderhände
 banden
 am Säbelgurt, und eine Träne fiel
 ihm von der Wimper, die er niederschlug.
 C. Etienne.

Deutsche Dichtkunst von heute!

England!

Ewigen Haß, ewigen Haß —
 Wasser ist naß, Blut ist naß,
 England schuf die Not!
 Will es uns ans Leben gehn,
 Soll ihm Uebeles geschehn —
 Tod! Tod! Tod!

Engeland log, Engeland trog,
 Das der Welt das Mark entfog,
 Reidet uns das Brot;
 England tat den Gaunerpiff,
 England nahm uns Land und Schiff —
 Tod! Tod! Tod!

Ewige Schand', ewige Schand'!
 Judas am german'schen Land,
 Deine Hand ist rot!
 Mordest um dein schmutzig Geld,
 Schick dir Gott vom Himmelszelt
 Tod! Tod! Tod!

Dieses Poem geben wir aus der „Bremer Schulzeitung“ wieder. Es ist eine hübsche Probe von dem Haß der Stubenhocker daheim, von dem zum Glück nicht die Kämpfer im Felde befallen sind.

Wir aus dem Westen . . .

Der Dichter Friß v. U n r u h, der seit Kriegsbeginn als Reiteroffizier im Westen steht, hat dem 18. Armeekorps und seinem kommandierenden General Erzellenz v. Schenk zur Wiederkehr seiner Schlachttag (August, September, Oktober 1914) folgendes Gedicht gewidmet:

Wir fragen dich: Allmächt'ger Geist,
 Der du die Zeit regierst
 Und, was zu deiner Wahrheit kreist,
 Mit ew'gem Lorbeer zierst —

Wir aus dem Westen fragen dich,
 Was haben wir getan?
 Der Osten überleuchtet sich!
 Uns stumpfen Krall' und Zahn!

Wohl glänzen Siege in der Brust,
 Die uns kein Ost verweht —
 Man hat von ihm noch nichts gewußt,
 Als wir sie ausgesät!

Doch hocken wir nun bald ein Jahr
 Mit festgeklemmtem Arm,
 Blut wächst aus uns wie Löwenhaar —
 Und macht uns fieberwarm.

Wann fliegt zu uns das Angriffswort?
 Wann darf der Westen vor?
 Ein Siegesheimweh treibt uns fort —,
 Verriegle nicht das Tor.

Hier lagert schwarzes Wolfenblei
 Von Blitzen angefüllt!
 Gott! Gib den Westen wieder frei,
 Der nach Erlösung brüllt!

Der Dichter wünscht also den Krieg im Westen, um von dem Osten nicht „überleuchtet“ zu werden! Also Krieg als Selbstzweck!

Wissend.

Von Hermann Walthari.

Ich seh' die Angst in deinen Augen flimmern,
 Wortlos und schwer
 In deinem Blick die letzte Frage schimmern:
 „Ist Er nicht mehr?“

Ich bin dir fremd — nicht mir geziemt, zu sagen:
 „Er ging — zu Gott!“
 Nur Freundestreue darf dich schühend tragen
 In tiefster Not.

Noch eine lange Nacht, in Furcht und Hoffen
 Qualvoll geteilt —
 Dann hat das Schicksal, das dich längst getroffen,
 Dein Herz ereilt.

Ich hatte deine Rechte in der meinen
 In Schweigens Pflicht —
 Aufstöhnen könnt' ich — möchte mit dir weinen . . .
 Und darf doch nicht . . .

Zur Gedenkfeier in Lüttich.

Nun schon ein Jahr der grüne Rasen breitet
Sich über euch, seitdem der Arm euch sank,
In jenem stolzen ersten Waffengang
Als erste ihr das junge Leben weihet.

O Heldenschar, zum Siege kühn geleitet,
Als noch das große Rüstungswerk im Gang!
War's nicht, als wenn beim Meeressturmgesang
Des Frühlichts Scherz jäh auf die Wogen gleitet?

Ihr waret ausersehen! Baumumwoben,
Am grünen Hang ward manchem dort das Grab.
Nun ruht ihr aus vom Kampf und grimmen Toben ...

Wie in der Heimat traulich-stillen Gründen,
In Niedersachsen, rauschen leis' die Linden,
Und treue Grüße flüstern weich herab ...

F. W. Günther.

Wandlung.

Du schienst mir einstmal's klein und unscheinbar,
Geschaffen bloß zu lächelndem Vergnügen,
Nun deckt ein Trauerflor Dein blondes Haar
Und Glend spricht aus Deinen bleichen Jügen.

Gesentem Hauptes schreitest Du vorbei,
Um Deine Lippen schmerzliches Entfagen,
Ich aber neig' mich in ehrfürchtiger Ehen,
Seh' ich Dich stumm die Dornenkrone tragen!

Seitdem der Feind das Liebste Dir entwand,
Gehörst auch Du zu jenen Großen, Guten,
Die, aufgeopfert für das Vaterland,
An unsichtbaren Wunden still verbluten!

Lenore Panz.

O Friede! komm . . .

O Friede! komm und lege deine Hand
auf meine Stirn, wie es die Liebste tut.
O Friede, komm und fühle mir den Brand,
der fiebernd wühlt in meinem Blut.

O Friede! komm und hülle du mich ein,
ich bin so müd' und heimwehkrank!
Du sollst wie meine Mutter sein,
aus deren Brüsten ich die Liebe trank . . .

Mag Barthel, Musketier.

10. VIII. 1915

In memoriam

Zwei Gedichte von Walter Hoerich.

1.

Nicht über jeden Wunden neigt die Nacht,
Die Mutter, sich mit leiser Schmerzgebärde,
Nicht jeder darf verbluten still und sacht
Um Herzen der so heißgeliebten Erde;
Dem einen deckt ein Mantel schmutzig-grau
Die Glieder, von Granaten roh geschändet;
Der andre hängt in Feindes Drahtverhau,
Und keiner hilft ihm fort, und er verendet.

O wohl mir, daß ich nie erfahren kann,
Welch grauenhaftem Schicksal ihr verfallen!
Es traf euch irgendwo und irgendwann,
Ihr, meine beiden Freunde, lieb vor allen.
So dich' ich euch den allerschönsten Tod:
Die Fahne soll im Frühwind drüber schwellen,
Dazu ein Heidegrab im Morgenrot
Und ein Kranz von lichten Immortellen.

2.

Gestern lachte goldne Sonne,
Heute peitscht uns Sturm und Regen,
Wir marschieren in Kolonne
Feind entgegen, Tod entgegen;
Sind wir müde, keiner fragt uns,
Keiner fragt uns, ob wir frieren;
Hunger plagt uns, Durst zernagt uns —
Nur nichts denken! Nur marschieren!

Mit dem liebsten Kampfgenossen
Schritt ich gestern noch, wie mutig!
Heute irgendwo zerflossen
Ging er schlafen, bleich und blutig
Was du hast, man wird dir's neiden,
Was du hältst, mußt du verlieren,
Wo du liebtest, sollst du leiden —
Nur nichts denken! Nur marschieren!

St. Michels Spruch

als eiserner Mann in Bad Somburg v. d. G.:

Sankt Michel, so heiß' ich
Und trage
Dem Reiche die Macht;
Die Ketten zerreib' ich
Und schlage
Dem Kaiser die Schlacht.
So steh' ich, bis herrisch das Siegeslicht
Enthüllt seine Purpurbramen
Und donnernd der Herrgott der Deutschen spricht
Sein Amen, Amen, Amen.
So steh' ich, bis wurzelnd auf starrem Granit,
Das Reich getrost in die Zukunft sieht —
Glorreich in Waffen und Wehren,
Dem Volk und dem Kaiser zu Ehren.
Das walte Gott und mein Schwert!

Josef von Lauff.

Den Buren in Südafrika!

Wir hatten euch lieb, und ihr wart uns wert —
Freunde im fernen Lande!

Nun zogt ihr kalt das mordende Schwert
Und zerschneidet die Bruderbande.

Ein paar blieben treu — ihrem Heim, ihrem Blut,
Ihrem Haß, ihrem Bauerngewissen. . .
Sie haben den wilden Verzweiflungsmut
Bitterlich büßen müssen!

Ihr andern aber — ja, Gold ist rot,
Und England so reich an Schätzen!
Ihr schämtet euch nicht, den britischen Tod
Auf die deutschen Brüder zu hegen.

Durch Sold verwirrt, in Schande verirrt — —
Merkt auf, daß in spätesten Tagen
Man Söhnen und Enkeln noch künden wird,
Wie Kain den Abel erschlagen!

Franz Lüdke.

Einem gefallenem Führer.

Von Roland Marwig.

Niel von deiner Väter Zahl
Ruh'n nicht in Särgen;
Grabkreuz ward ein Lanzenpfahl,
Erde mußt' sie bergen.

Risset unsern Fahnenstach
An dich noch im Sterben,
Daß des Herzens dunkler Saft
Sollt' die Seide färben.

Hat im Fahnentuch dein Blut
Wahnend uns geboten:
Seid in wilder Schlachten Glut
Wü'dig eurer Toten!

Honzoschlacht.

Von Ferdinand Steguweit.

Stahlblauer Himmel. Die Sonne glöht
 Rotheissen Brand auf welsches Land.
 Rotheisse Bälle der feindliche Strand
 Aus glutweißen Schründen herübertost.

Weißbärtige Männer, vernarbt das Gesicht,
 Rotwangige Knaben, die Mutter gewöhnt,
 Ein Arm, der droht, ein Mund, der höhnt:
 „Zehn gegen Einen! Wir weichen nicht!“

Durchwühlt, durchzuckt die Erde spricht,
 Es häumt sich ihr schmerzandes Mutterreich.
 Die Greise, die Knaben nicht furchtsam, nicht bleich,
 Die Augen voll Feuer, die Wangen erhigt.

„Zehn gegen Einen! Sie kommen schon wieder!“
 Ein Menschenkoloß, wir fürchten sie nicht.
 Verräter und Lüder, wir halten Gericht!
 „Zehn gegen Einen! Wir ringen sie nieder!“

Die Lüfte heulen, die Erde weint,
 Rot färbt sich Honzos träge Flut,
 Die Erde ist trunken von warmem Blut,
 Treu bleiben Greise und Knaben vereint.

„Was will mir die Kugel! Ich lebte zu lang!“
 Ein Seufzer, es färbt sich der schneeige Bart.
 „Ich küsse Dich Mutter, das Sterben ist hart,
 Doch glaube dem Knaben, er war nicht bang!“

Es brennen die Wunden, am Felsen klebt
 Der Körper, er fiebert, er fiebert im Schmerz.
 Doch eine Mauer, ein Wall von Erz
 Vor keinem welschen Sturm erbebt.

Und sie spannen gut das Leichentuch,
 Das tausend und tausend schauernd deckt.
 Gut traf das Blei, das der Zorn erweckt,
 Erfüllung fand an Welschland ihr Fluch.

Brust gegen Brust, sie rangen sie nieder;
 Aufstog der Atem, ein leuchtender Ruf.
 Blutigster Tag, den die Gottheit schuf!
 Zehn gegen Einen! Sie kommen nicht wieder.

Zerronnen das Licht, der Tag erfüllt.
 Zehn gegen Einen begraben sie jetzt.
 Ihr, die ihr sie gegen uns geht,
 Ob ihr auch der Mütter Tränen stillt?!

WITKEN.

[Donauwacht.] Superintendent Dr. Schack sendet
uns nachstehendes stimmungsvolle Gedicht:

Was stürmen die Völker, was toben die Scharen!
Sie wollen zertrümmern Altösterreich,
Wie Wetter wollen sie über uns fahren,
Uns niederschmettern mit jähem Streich.
So stürmt denn heran mit Donner und Macht,
Altösterreich hält an der Donau die Wacht.

Sie wollen umfassen mit raubendem Heere
Den herrlichen Strom, unsers Reiches Schmutz;
Vom Schwarzwald hin bis zum Schwarzen Meere
Soll nieder uns zwingen barbarischer Druß.
Es bringt euch Verderben und Grausen und Nacht,
Altösterreich hält an der Donau die Wacht.

Wir Völker am Strome stehn enge zusammen,
Aus Bergen und Tälern, ihr Streiter, hervor!
Den Herzen entsprühen Begeisterungsflammen,
Die Treue zur Heimat trägt sie empor.
Wir ziehen getrost in die blutigste Schlacht,
Altösterreich hält an der Donau die Wacht.

Zur Abwehr, zum Kampfe denn, Mannen und Helben!
Es krönt der Sieg das geheiligte Recht.
Die Kinder, die Enkel, sie werden es melden
Bewundernd und dankend dem fernsten Geschlecht.
Von jedwedem Feinde sei es bedacht:
Altösterreich hält an der Donau die Wacht.

D. Schack.

11. VIII. 1915.

Wissend.

Ich seh' die Angst in Deinen Augen flimmern,
Wortlos und schwer
In Deinem Blick die letzte Frage schimmern:
„Ist Er nicht mehr?“

Ich bin Dir fremd — nicht mir geziem't, zu sagen:
„Er ging — zu Gott!“
Für Freundestreue darf Dich schützend tragen
In tiefster Not.

Noch eine lange Nacht, in Furcht und Hoffen
Qualvoll geteilt —
Dann hat das Schicksal, das Dich längst getroffen,
Dein Herz ereilt.

Ich halte Deine Rechte in der meinen
In Schweigens Pflicht —
Aufstöhnen könnt' ich — möchte mit Dir weinen...
Und darf doch nicht...

Hermann Waltari.

Deutsche Antwort anno 1915.

Von

Hans Franck.

„Wer schwingt diesmal deine Sensen?“

Frauen werden mähen.

„Wer geht hinter deinen Eggen?“

Frauen werden säen.

„Wer soll deine Reben keltern?“

Frauen.

„Wer soll baden, mahlen, dreschen?“

Frauen! Frauen!!

*

„Wer neigt Fiebernden die Lippen?“

Frauen werden wachen.

„Wer spielt tags mit deinen Kindern?“

Frauen werden lachen.

„Wer betreut die Zittergreise?“

Frauen.

„Wer geleitet Lahme, Blinde?“

Frauen! Frauen!!

„Sag', wie führen deine Frauen

Dies zum Ende?

Deutschland; schöpfen deine Frauen

Wasser mit dem Siebe?

Deutschland, haben deine Frauen

Hundert Hände?“

Haben zwei — wie eure Frauen —

Zwei. Und ihre Liebe.

An meinen Sohn.

Mein Sohn, Du bist von mir gegangen;
Zum Kampf nahmst Du das Schwert zur Hand.
Du zogst hinaus, ohn' Furcht und Bangen:
Zu schirmen galt 's das Vaterland.
Dahin, wo Habsburgs Banner flattern,
Führt' Dich der Pflicht und Ehre Band.
Granaten heulen, Schüsse knattern;
Da hielt'st Du Wacht fürs Vaterland.

Du wehrtest ihnen einzudringen,
Den Welschen über Bergesrand.
Du halfst dabei, daß sie erringen
Nicht einen Schritt vom Vaterland.
So stand'st Du fest im Kugelsausen,
Bis in der Schlacht der Tod Dich fand.
Und mitten in des Kampfes Brausen
Da floß Dein Blut fürs Vaterland.

So stehst Du nun vor Gottes Throne.
Er sei Dir gnädig zugewandt
Und gäb' Dir Seligkeit zum Lohne,
Dir dankt das ganze Vaterland.
Du bist mit unsern Ahnen allen
Vereint; sie reichen Dir die Hand.
Gar mancher ist, wie Du, gefallen
Für Kaiser und für Vaterland.

Hugo Graf Attems.

Einem gefallenem Führer.

Viel von Deiner Väter Zahl
Ruhen nicht in Särgen;
Grabkreuz ward ein Lanzenpfahl,
Erde mußst' sie bergen.

Riffest unsern Fahnenstift
An Dich noch im Sterben,
Daß des Herzens dunkler Saft
Sollt' die Seide färben.

Hat im Fahnentuch Dein Blut
Wahnend uns geboten:
Seid in wilder Schlachten Glut
Wüirdig Eurer Toten!

Roland Marwig.

Rekrutenlied.

Lebe wohl, du Vaterhaus
Mit dem kleinen Garten,
Als Rekrute zieh' ich aus —
Liebste, mach' dir nichts daraus,
Wirst auf mich wohl warten.

Muß mein Herz mit Kraft befrei'n
Von dem holden Wahne,
Lieb' hat jetzt nicht Raum darenin,
's darf nichts and'res drinnen sein
Als die Lieb' zur Fahne.

Fahne, dir mit voller Lust
Geb' ich mich zu eigen;
Daß ich dessen mir bewußt,
Wie du ausfüllst meine Brust,
Soll mein Schwur dir zeigen.

Und ich schwör' den Treueid
Dir, dem Heiligtume:
„Will dir folgen jeberzeit,
Bin zum Sterben stets bereit
Bloß zu deinem Ruhme!“

Lebe wohl, du Vaterhaus
Mit dem kleinen Garten,
Als Rekrute zieh' ich aus —
Liebste, mach' dir nichts daraus,
Wirst auf mich wohl warten.

L. K.

Zum 18. August 1915.

„Der achtzehnte August!“ Du Tag der Feier,
Begrüßt im schönen weiten Desterreich,
All seinen Landen Völkern wert und teuer!
Von Millionen eines Herzens gleich,
Erbraust's, erschallt's, erklingt es laut und leiser:
„Gott schütze, Gott erhalte unsern Kaiser!“

So drängen deine Kinder zum Altare,
So rankt ihr Flehen sich um deinen Thron,
So feiern sie die fünfundschtzig Jahre,
Die ihrem „Vielgeliebten“ heut entfloh'n,
So dringt aus ihrem Herzen neu das alte,
Das gute herzensinnige „Gott erhalte!“

Ein Sturm erbraust an Desterreich-Ungarns Grenze,
Erschütternd tief das Reich vom Fels zum Meer,
Und wiederum erblühen Ruhmeskränze
Wie einst so jezt dem siegreich tapfern Heer,
Ergrünen seinen Söhnen Lorbeerreiser
Im Kampfruf „Gut und Blut für unsern Kaiser!“

Und schirmend hebt der Doppelaar die Schwingen
Ob Habsburgs edlem glorreichen Geschlecht,
Von seinen Heldenfahnen weht's: „Gelingen
Des Kampfes für die Heimat und das Recht.“
Der höchste Herrscher führt zu Ruhm und Siege
Die Seinen in dem opfer schweren Kriege.

Die Tapferkeit entspringt des Herzens Schlage,
Der Opfermut der treuen offenen Brust.
Des Sinnes kämpft dein Heer durch Jahr und Tage,
So feiere es den achtzehnten August,
So huldigt seinem Kaiser heut auf's neue
Ein Heldenvolk in angestammter Treue.

In unentwegter angestammter Treue,
Die in den Herzen seiner Völker spricht,
Die Millionen Kinder stets auf's neue,
Ein ehern Band an ihren Vater schließt.
Alt-Desterreichs Kaisertreue tapfere Erben,
Des gleichen Geistes: „Siegen oder sterben!“

Major Alfred Rübenstein.

Feier der Weltkriegsjahreswende im Felde.

Von einem derzeit als Reiteroffizier im Felde kehrenden Wiener Dichter erhalten wir folgende Zuschrift:

Der Jahrestag des Kriegsbeginnes wurde von allen unseren Truppen im Felde festlich und zuversichtlichem Mutes begangen. In einem Korpshauptquartier an der Isonzofront gab es sogar eine regelrechte kleine Feier, für die einer der Herren des Stabes den Prolog schrieb. Ich halte die Verse für wert, weiteren Kreisen der Bevölkerung bekannt zu werden. Dieser „Prolog“ ist ein „Gelegenheitsgedicht“ im schönsten Sinn; sein Verfasser ist kein „gelernter“ Poet, und vielleicht gerade darum sind seine Verse von solcher Echtheit, Tiefe und Unmittelbarkeit der Empfindung. Sie kommen vom Herzen und gehen zum Herzen. Das Gedicht heißt:

„Isonzowacht.“

Von Gustav Weil.

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichenlaub
die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die
Mörser dumpf erdröhnen?

Wo unsere Kameraden, Troglodhten gleich, in dumpfen
Höhlen

Nach Augenblicken noch des Lebens Stundenrunden qual-
voll zählen?

Wo rings auf grauem Karst gespensterhaft auf tausend
todesmatten,

Erbleichten Stirnen huscht ins Weltenall der Seelen flücht'ger
Schatten?

Wo des Isonzos grünsmaragdne Wogen blutigrot sich färben
Von unserer Edlsten der Edlen blutigrotem Kreuzessterben?

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichen-
laub die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die
Mörser dumpf erdröhnen?

Ein Jahr verrauschte uns im Strom der Tat, da tausend
Sichelwagen

In scharfer Mahd den Tod in unserer Feinde Meute-
klassen tragen.

Ein Jahr, ein langes, banges Jahr voll Wunder, Wunden
und voll Tränen,

Ein Jahr des Kleinmuts all der Kleinen, die da kampfslos
Frieden sehnen,

Ein Jahr im Panzer heil'ger Kampfesnot und eiserner
Zuversichten,

Im Bluttausch unserer Helden, die da stürmen mit den
Siegsgesichten. —

Ihr möchtet heute schon das Ende der Gigantenschlacht
ermessen,

Die Via triumphalis schreiten, umhegt von Lorbeer und
Zypressen?

Ihr wollt schon heute Feste feiern, mit grünem Eichen-
laub die Stirne krönen,

Wo hier vom Monte Santo, von San Michele dort die
Mörser dumpf erdröhnen?

Wir wollen heute keine Siegesfeste, so siegreich wir bisher
gerungen,

Denn heute ist ein Allerseeleentag; wacht auf, Erinnerungen
An all die wackern Kämpen, die im Eis und Bergwall
der Karpathen

Vom weißen und vom roten Tod die Immortellen sich
erstritten hatten,

An die Getreuen, die im Fluchlande des Mordstahls und
der Sorben

Den bitter süßen Tod für Weib und Kind und Vaterland
sind gestorben,

An all die Tapfern, all die Guten, all die Alten, all die
Jungen,

Die einsam in der Erde ruh'n und die ein Massengrab
verschlungen,

Wir dürfen keine Siegesfeste feiern, mit Eichenlaub die
Stirn nicht krönen,

Wenn hier vom Monte Santo noch, von San Michele dort die
Mörser dumpf erdröhnen.

Und dennoch, Kameraden, hebt hoch, efenumkränzt, des
Lebens gold'ne Schale!

Es künde stolz von Firn zu Firn, von Berg zu Berg ein
Sturmfanale,

Daß hier im Donnergröhlen der Haubitzen aus tausend
Flammenzungen

Der Kaiseraar verjüngt — ein Phönix — ätherwärts sich
aufgeschwungen.

Der Sonne zu, der Sonne zu, mein Ar! — In mächtigen
Spiralen

Schwing dich empor, mein Wappentier, vom Felsengrat,
dem kahlen,

Den Schnabel scharf, gestrafft das Flügelpaar, die Fänge
Stahleszwingen

Das ist der Habsburg alter Ar, beschwingt mit neuen
Stahleszwingen.

Nun rüstet euch zum Siegesfest, mit grünem Eichenlaub
die Stirn zu krönen,

Wenn auch vom Monte Santo noch, von San Michele auch
die Mörser dumpf erdröhnen.

* Das Gedicht einer Bürgersehülerin. Die kleine Martha Kornitzer, Schülerin der I. Klasse an der Bürgerschule II., Obere Augartenstraße 33, hat ein hübsches Gedichtchen verfaßt, das „Mütterherz“ betitelt ist und das, als sie es in der Klasse deklamirte, den ungetheilten Beifall der Lehrerin und Mitschülerinnen fand. Nachstehend teilen wir unseren Lesern das Werk der jugendlichen Dichterin mit:

Das Mütterchen weint, es denkt an den Sohn,
 Er kämpft für das Vaterland.
 „Hab' eine Auszeichnung bekommen schon“,
 Schrieb seine liebe Hand.
 Da plötzlich das Mütterchen lauscht;
 Irrte sie sich?
 Hatte der Wind gerauscht?
 Nein, die Kirchenglocken schallen;
 Wohl zur letzten Ruh'
 Trägt man einen müden Wandrer,
 Der für ewig schloß die Augen zu.
 Frau Nachbarin, wer ist gestorben heute,
 Was soll das Glockengeläute?
 Gestorben? Geläute? Es hört nichts mein Ohr,
 Das täuscht Euch sicher der Wind nur vor.
 Ihr hört nichts? Erschrocken das Mütterchen schreit.
 O Gott! Wie ertrag' ich dieses Leid?
 Hab' den Sohn erzogen mit Müß' und Not,
 O Gott, weih' ihn nicht dem Tod!
 Die Nachbarin findet sein tröstend' Wort.
 Zur selben Stund' ward der Sohn durchbohrt.
 Die Mutter erträgt nicht der Zweifel Not,
 Sie schreit: Ich ahne, er ist gefallen!
 Stürzt hin und ist tot.

14. VIII. 1915

Junge Rosen.

Er liebte zarte, junge Rosen:
Sie waren duftenschwerer Segen
Auf weiten, wirren, leeren Wegen
Dem jungen, franken Heimatlosen.

Er war mit zarten, jungen Rosen
Befräntzt, beglückt ins Feld gegangen
Von Frauen hat er sie empfangen,
Von Frauen, schön wie junge Rosen.

Und wieder duften junge Rosen
Im Land'; er kann sie nimmer schätzen...
Und wieder warten schöne Frauen
Für ihn die zarten, jungen Rosen.

Rudolf Bernreiter.

Italienische Fechtkunst.

Daß Du den Bund zer schlagen,
War schmerzvoller Verrat,
Mit uns den Kampf zu wagen,
Heißt eine Freveltat.

Zwar ward von je das Fechten
Geübt in Deinem Land,
Doch nur von — Bettelknechten
Mit ausgestreckter Hand!

Heinrich Goldmann.

Sturmleutnants.

Sie hatten noch die Schulbank gedrückt,
als die ersten Truppen ins Feld gerückt.
Ein lachender Kampf um die Maturität,
dann waren Lateiner und Griechen verweht.
Am nächsten Tag schon standen die drei
in Königs Rock in Glied und Reih. —
Vier Wochen später rückten sie aus,
an Helm und Gewehr den Asterstrauß.
Und all ihre junge, begeisterte Kraft,
all, was ihr kurzes Leben geschafft,
was ihr Dasein durchdüstet, durchleuchtet, durchglüht,
juchzte und hämmerte durch ihr Lied:
„Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat, da gib't's ein Wiederseh'n!“

Die Heimat im Herzen, die Wehr in der Hand,
sie schlugen und fochten in Wetter und Brand.
Bei Nie sur Aisne, auf einer Streife,
hollten sie sich die schwarz-weiße Schleife.
Und Tage nur später, im Unterstand tief,
schrieben sie fröhlichen Feldpostbrief:
„Heut nähte man uns im Graben bei Craonne
nach heißen Tagen die Treffen an.
Und hatten wir lange die Nasen vorn,
Befehl: Vier Wochen nach Essenborn! —
Ausbildungskurs — und zur Front zurück
mit Degen und silbernem Achselstück —
a tempo weiter — (Die alten Herr'n
schmunzeln.) — Kreuz erster! — — Meritenstern! —
Sonst alles munter; in Treuen vereint!
Die Herzen der Heimat! Die Fäuste dem Feind!“ —

Fünf Wochen weiter. Im Unterstand
Drei Offiziere, am Helm die Hand.
„Kommandiert zur Front!“ — Sie treten vor. —
„Meine jüngsten Leutnants?“ — „Befehl, Herr Major!“ —
„Meine Herren!“ — Ein Lächeln, sekudentlang,
Aber die ausgemeißelten Büge sprang. —
„Was andere wurden mit Ruh' und Plag,
Ihnen auf halbem Wege lag.
Ist Ihnen — na — so — von selbst gekommen!
Sie haben's eben — im Sturm genommen —
Sturmleutnants!!!“ — Seine Stimme wird hart. —
„Aber der Dienst fordert ganze Art,
Ganze Leistung und ganze Kraft.
Zum Stuck Karriere und Betterschaft!
Es heißt eben: Preußischer Offizier!
Und das sagt alles! — Ich gratulier!“ — — —
Sie standen draußen und sahen sich an.
Hand fiel in Hand: Wir stehn unsern Mann! —
Kanonen kammern Hecke und Hag.
Tausend Herzen zählen der Uhren Schlag. —
Und sie brechen hervor wie die Sturmflut bricht —
Und stuten zurück: Sie zwingen's nicht! —
Sie zwingen's nicht, und der Tod mäht gut,
Und der Boden trinkt viel und edles Blut. —
Und die Stürmer wanken zum andern Mal,
Da wirft es sich vor wie blinkender Stahl:

Die jüngsten Leutnants — die Wange brennt —
Die jüngsten Leutnants vom Regiment!
„Wir nehmen's allein, das verfluchte Nest!“
Und sie rasen voran und beißen sich fest,
Und hinter ihnen wettet es los
Zum dritten Mal. Da gelingt der Stoß.

Drei Jünglingsleichen trug man hervor,
Am Boden kniete der Herr Major.
Er küßte die fahlen Stirnen zart:
„Sturmleutnants! Doch nun auf andere Art.“
Wie sie heißen? Namen sind Schall und Rauch!
Müller, Schmidt, vielleicht Meyer auch!
Sie starben? — Sie leben! Je länger, je mehr!
In Deutschlands einzigem Heldenheer.
Und immer, wo Vorbeere und Siegesgeschrei,
Deutsche Sturmleutnants waren dabei.

14. Juni 1915

Kaiser Wilhelm in Feindesland. Die „Völler Kriegszeitung“ bringt folgendes tiefempfundene Gedicht von H. v. Dietmar unter der Ueberschrift „Im Feindesland“:

Nicht fern vom deutschen Hauptquartier
Ein Kirchlein liegt — im Kranz von Blüten.
Und wie ich öffne leis' die Tür,
Umfängt mich süßer Gottesfrieden.

Wo ew'ges Licht die Wache hält
Und heil'ge Stille, wunderbare —
Ruht, sanft von Dämmerlicht erhellt,
Schon ein Soldat am Hochaltare.

Im grünen Mantel eingehüllt,
Das Haupt gesenkt, er innig betet.
Mir greift's ans Herz, das edle Bild,
Wie er mit seinem Gotte redet.

Dann kommt er still im Abendlicht
Vorüber mir — mein Herz schlug leiser,
Ich schaut' ihm voll ins Angesicht:
Der fromme Beter war der Kaiser.

Sonett an Italien.

Ja, schön bist du, Italien, bis zum Namen;
Schön ist im Städtekranz dein Rom, das hehre,
Schön deine Seen, dein Vesuv, die Meere,
Die Tal und Alpen spiegeln und umrahmen.

Und all dies Schöne wußten nachzuahmen
Die Schöpfer schöner Kunst und deiner Ehre.
Zu deinen Meistern gingen in die Lehre,
Die Schönes schaffend zur Vollendung kamen.

Doch schägt der S c h ö n h e i t frevelnd ins Gesicht,
Wer alles Bündnis, tausendfach bewährt,
Und heilige, oft beschworne Treue bricht.

Dreifach die Meintat und verdammenswert,
Daß deine Rechte gegen F r e u n d e s i c h t:
Ein Hieb ins eig'ne Fleisch, der ewig schwärt!

J. Gopfner, S. J.

Stark wie unsere Wehr . . .

Stark wie unsere Wehr
Bleibe unser Wille,
Bis aus Kampf und Not
Blüht die Friedensstille.

Halte Dich, mein Volk,
Wie vor hundert Jahren,
Bleibe fest und treu,
Wie die Väter waren!

Gelbes Blut, mein Land,
Sollte Dich gestalten,
Unserer Waffen Wehr
Muß Dich nun erhalten.

Denn trotz Not und Tod,
Die uns all' betroffen,
Strahlt wie Morgenrot
Uns ein deutsches Hoffen.

Karl S a l m.

Ein Namenloser.

Aus hartem Holz das Kreuzlein,
Das seinen Hügel schmückt;
Wohl hart war auch das Sterben,
Das ihn so jäh getnickt.

D leg' ein Blumensträußlein
Aus zitternd milder Hand
Aufs Grab des Namenlosen,
Des Helden unbekannt.

Dem namenlosen Helden,
Der unterm Rasen ruht,
In Sturm und Eisesfalte,
In heißer Sonnenglut.

Und denke: daß sein Name,
Auf Erden unbekannt,
Dort über jenen Sternen
Mit Ehren wird genannt.

Sidonie Schrattenthal.

Zeit-Strophen.

Mein Gott, die gute alte Zeit,
Die war doch sehr beschränkt,
Von finanzieller Kleinlichkeit
War jeder Schritt gelenkt.
Man sparte, und Beachtung fand
Die kleinste Ziffer schon,
In ungeheurem Anseh'n stand
Die lumpige Million.

Wie einst die Welt, man glaubt es kaum,
Bescheiden war und klein —
Da war's noch eines Strebers Traum,
Ein Millionär zu sein.
Gottlob, daß dieses Tiefniveaue
Doch überwunden ist!
Wir schreiten fort, entwicklungsstrotz,
Wir haben Geld wie Mist.

Woß ein Millionchen? Jeder lacht;
Sechs Nullen, schal und leer!
Selbst ein Millionen-Hundert macht
Fast keinen Eindruck mehr.
In größ'rem Stille zählt und denkt
Geuß' auch der kleinste Mann,
Denn erst mit der Milliarde fängt
Er ernst zu rechnen an.

Das ist, zehnjährig hingeseht,
Zur Ziffernschlacht gereicht,
Das ist die Rechnungseinheit jetzt
Im Einmaleins der Zeit.
Millionenrestchen zählen nicht,
Nur in Milliarden rund
Gibt sich historisches Gewicht
Und Völkertatkraft kund.

Und jedes simple Schneidertein
Versteht das leicht und feisch
Und wirft beim Gläschen Sauerwein
Millarden auf den Tisch.
Ob ein paar minder, ein paar mehr,
Macht uns nicht sorgentranke —
Den Beutel auf, Herr Milliardär
Wir haben's, Gott sei Dank!

Und eine Ahnung sagt mir schon:
Die Zeit — es währt nur kurz —
Bringt nach dem Sturze der Million
Auch der Milliarde Sturz.
Der Fortschritt eilt und galoppiert
In die Million hinein,
Und wer sein Milliardär ist, wird
Bald nur ein Schnorrer sein.

Korlan.

Wacht an der Weichsel.

Zum 16. August.
 An der Weichsel tiefen Wassern,
 Stehn des Kaisers altbewährte
 Alterprohbe Eisenreiter.
 Eisenreiter? Frägst du heute! —
 Eisern sind sie diese Leute.
 Wochte auch der Küras fallen,
 Blieben eisern ihre Arme,
 Blieben stählern ihre Knochen,
 Und das Herz am rechten Flecke.
 Schlägt, wie Eisenhammerpochen.
 Treu dem Kaiser, treu dem Reiche.
 Fochten sie in manchen Schlachten,
 Dachten treu daheim der Lieben
 Die in Angst und Sorge schmachten
 Dachten auch vergangner Zeiten;
 Schöner froher Reiter-Zeiten,
 Die sie an der Enns verbrachten
 Lustig zechten, tanzten, lachten.
 Denken heute an dem Feste,
 An den guten alten Kaiser,
 Aller Helden stets der beste.
 An den großen Völker-Vater,
 Der mit Weisheit, Mild und Gnad,
 Führt zum Wohle seiner Kinder
 Habsburgs hehren Szepterstab.
 Und voll freud'gem Stolze blickt er
 Der, von ferne auf uns nieder,
 Denkt voll Heldenstolz an alle —
 Alle seine braven Krieger,
 Die an Weichsel, Bug und Dnjestr,
 An der Save, an der Drina,
 Und nicht minder am Isonzo,
 Stets als Helden kämpfen, fechten
 Blut'gen Weuchelmord zu rechten.
 Und von Weichsel, Bug und Dnjestr
 Von der Save, von der Drina,
 Und nicht minder vom Isonzo,
 Braust es heut, aus Männerkehlen,
 Eisenkehlen, Eisenseelen,
 Wie ein Sturm, das ewig alte,
 Schöne fromme „Gott erhalte“,
 Gott erhalte, Gott beschütze
 Braust's im Donner der Geschütze,
 „Gingedent der Lorbeer-Reiser,
 Die das Heer so oft sich wand,
 Gut und Blut für unsern Kaiser
 Gut und Blut fürs Vaterland.“

Dr. M o r f e y, Rittmeister.

Vielleicht auch du.

Auf blanken Schienen rollt der Tod durchs Land.
Ich lausch' hinaus, den Atem angespannt.
In bangem Beben schlägt mein Herz dazu:
Vielleicht auch du?

Am Himmel loht ein ferner Feuerschein.
Ein dumpfes Donnern mischt sich dröhnend drein.
Ich fahr' empör aus lergen Schlafes Ruh':
Vielleicht auch du?

Millionen Pulse pochen so im Takt.
Millionen Herzen hat es so gepackt.
Millionen Lippen flüstern so sich zu:
Vielleicht auch du?

Henriette Fürth.

Soldatengräber.

Von J. R. Wowersky.

Und eines liegt im vollen Korn versteckt,
 Und Schnitterlachen wandert drüber her,
 Und eines hegt des Moores weicher Grund,
 Wie seine Perlen hegt das treue Meer.

Und eins im Walde, in grauer Wurzeln Arm,
 Von Baum und Blumen liebevoll umlaubt,
 Eins in der Berge steingetürmter Gruft,
 Und dicht am Weg, vom Wandersschritt bestaubt.

Und eins im Meer, geschmiegt an Schiff und Rühr,
 Um das nie rastend Flut und Welle schlägt,
 Im milden Schatten eines Kirchendach's,
 Am Hügelhang, der goldne Reben trägt.

Und in der Reihe tiefer Einsamkeit,
 Die erst der Tag der Auferstehung sprengt,
 Im ungemess'nen Gräberhof der Stadt,
 Wo schauernd eins sich an das andre drängt.

Doch ob in Gärten rosenüberglüht —
 Im Feindesland, verlacht halb, halb verflucht,
 Keins ist vergessen eine Stunde nur,
 Von Sehnsucht und von Tränenglut gesucht.

Und treu an jeden wird in Ewigkeit
 Des Vaterlandes Dank und Liebe knien,
 Und über jedes hebt sich Gottes Hand,
 Das Siegerkreuz des Martertums zu ziehn.

Vor der Feste.

Von Rudolf Herzog.

Auf dunklem Feld, in dunkler Nacht,
Da hocken wir wie Schemen
Und liegen lauernd wie auf Wacht
Und warten auf die Schicksalschlacht
Der starren Stadt am Njemen.

Noch diese Nacht vor Tau und Tag,
Da heult's um deine Mauern
Und läßt, was Blut und Blei vermag,
Mit Wetterschlag und Hagelschlag
Die Seele dir erschauern.

Was tastet sich am Himmel her
Mit grellen Geisterhänden
Und zuckt wie Angstschrei kreuz und quer:
Naht nirgendher ein Rettungsheer,
Den Untergang zu wenden —?
Und ruhlos und gespensterscheu
In weißen Lichterfluten
Der Leuchtraketen grün Gestreu . . .
Ein Schlag — da schwinden sie wie Spreu
Vor roten Flammengluten.

Der Deutsche sprach. Um Himmelszelt
Pfeift's hin in Feuermühen . . .
Wir hocken auf dem dunklen Feld
Und um uns, brüderlich gesellt,
Ein Zug Maschinenschützen.

Und da wir harr'n im Feuerbann
Des Niederbruchs der Reußen,
Stimmt jäh ein Lied der eine an,
Das war ein rascher Reitersmann
Und war ein Prinz von Preußen.

Husarenfelig singt er vor
Voll starken Jugendschwalles,
Und schon fällt ein der Schützenchor,
Und Deutschland, Deutschland schallt's empor,
Du Deutschland über alles!

Im Osten.

August 1915.

Heimliche Helle.

Nachts (und eben schlug die zehnte Stunde)
blickt' ich in die mondverklärte Kugel.
Fern im Tal und in der Tiefe ganz
lag ein Stübchen Licht im Dampenglanz.
Ward ein Fenster plötzlich zugetan.
Gand kein Fünkchen in die Nacht mehr Bahn.

Herzen könnt' ich, o wie viele nennen,
die Licht in die Welt zu werfen, brennen.
Wuchs ein Schicksal, das sie streng verschloß,
also daß kein Strahl ins Weite schoß.
Außen, Finsternis, dein Schreckgesicht!
Innen aber lobert hohes Licht!

Josef Suttpold.

17./VIII. 1915

Das 85. Geburtsfest des Kaisers.

Heil dem Tag, der wiederkehrte,
Der uns freudig rufen läßt:
Unser Kaiser, der verehrte,
Feiert neu sein Wiegenfest!

Welch ein Jahr, das er durchlebte,
Er, der Friedenskaiser hieß!
Welche Qual, die ihn durchbebt,
Als der Friede uns verließ.

Wohl, bei Serbiens Mörderbande
Niß dem Edlen die Geduld,
Doch am großen Weltenbrande
Trägt Franz Josef nicht die Schuld.

Eine Macht hat nach der andern
Oesterreich erklärt den Krieg
Und es hieß zu Felde wandern! —
Selbst ein achter Feind erstieg.

Doch ein Freund von Stahl und Eisen
Schloß sich unserm Herrscher an:
Kaiser Wilhelm, den wir preisen,
Deutschlands Herr, ein ganzer Mann!

Deutschland tritt mit uns im Bunde
Samt der tapferen Türkei:
Obenan steh'n bis zur Stunde
Gegen acht die starken drei!

Obenan sind sie geblieben,
Bleiben sie voll Zuversicht;
Weil sie ihren Herrscher lieben,
Weichen unsre Krieger nicht.

Liebe machte sie zu Siegern,
Da der Kaiser allezeit
Seinem Volk und seinen Kriegern
Auch ein Herz voll Liebe weiht.

Betet d'rum am Freudentage,
Der einst Kaisers erster war,
Daß sein Herz noch lange schlage
Für der Seinen treue Schar.

Daß Franz Josef siegreich walte
Lang noch, wenn der Krieg entschwand,
Gebe Gott, und Gott erhalte
Unsern Kaiser, unser Land.

E. Jarzebecki

27. 18. 1915
Wiederholung

1439

Dem Kaiser.

Wo sonst vom Haupte Silberhaare schimmern,
Dort ist der Friede heimisch und die Ruh';
Dort bleiben, wie von unsichtbaren Händen
Hinweggewiesen, Haß und Hader fern.
Die wilden Stürme senken ihre Flügel,
Die Welt liegt wie im Sonnenuntergang,
Des Menschen stillen Abend sanft verklärend.

Wie anders hat sich Dir das Los gesüßt,
O Kaiser! Der Du kühn im Ungewitter
Emporstiegst zu des Thrones gold'nen Höh'n —
Umdräut von finstern Mächten, heimgesucht
Von Sorge und Gefahr, von Zwist und List
Bedroht, hast Du durch lange, lange Jahre
Dort oben treu die Fürstentwacht gehalten:
Du bleibst Dir treu, Du bleibst den Völkern treu,
Und unverrückten Auges wirktest Du
Am Aufbau ihrer Größe, ihres Glücks;
Im schöpferischen Frieden der Jahrzehnte
Hast ihre Kräfte Du an's Licht gebracht,
Hast ihren Fleiß zu reichster Fruchtbarkeit,
Zum herrlichen Erfolg ihr Tun gelenkt
Und nur ersehnt, den Segen dieses Friedens
Als köstlichstes Vermächtnis Deines Lebens
Zu lassen denen, die Du so geliebt.
Fürwahr! Wenn einer, hättest Du verdient,
Nach Müß' und Arbeit, wie sie keinem noch,
Der je die Krone trug, so hoch sich türmte,
Zur Feierstund', im sanften Abendrot
Behaglich rastend, friedvoll auszuruhn.

Doch nein! Der schwarze Dämon litt es nicht,
Der eifert, alles Große zu zerstören.
Von allen Seiten heben seine Diener
Die haßerfüllten Häupter, rütteln frech
An Deines Reiches Toren, werfen Feuer
In's Land und zerren Dich am Fürstenmantel,
Um seine Pracht in Stücke zu zerreißen.
Da hast Du nicht gezaudert. Aufgesprungen
Bist Du vom Sitz in königlichem Zorn;
Und Deine Worte waren Schwertgeklirr,
Drometenschall, Gerichtsposaumenton,
Der Mut und Blut in Millionen Herzen
Ergoß und donnernd in die Feinde fuhr.

Ein Jahr verfloß, seit so Dein Ruf erscholl.
Und Du, wie damals, stehst vor uns am Throne,
In Deiner Silberhaare heil'gem Schein,
Von all dem Ungeheuren nicht gebeugt,
Wobon seitdem das Erdenrund erzittert,
Und Deine Brust trägt jenes Eisenkreuz,
Das keinen größ'ren Helden je geschmückt.
Nimm hin zu diesem Schmuck noch jenen andern;
Den Dir Dein Volk aus dunklen Purpurknospen,
Aus seines Blutes roten Rosen wand!
Es flocht an ihm seit eines Jahres Frist;
Und an dem Tag, der einstmal's Dich gebar,
Legt es Dir liebend ihn zu Füßen,
Durchwirkt vom lichten Grün des Siegeslorbeers!

Wolfgang M a d j e r a.



17. VIII. 1915

Vor dem Handndenkmal in Wien.

Großstadtgebrause,
Lärmüberschüttet der winzigste Raum,
Schräg gegenüber dem Warenhaufe
Sieht ein Denkmal in Stille und Traum.

Soldaten im Feldgrau schreiten vorüber,
Gar mancher Blick aus den achtsachen Reih'n
Späht zärtlich hinüber
Auf das granit'ne Schulmeisterlein
Mit seinem Sockel aus löch'rigem Stein.

Dahinter streben die breiten Basalte
Einer Kirche himmelwärts —
Noch einmal schreibt Handn sein „Gott erhalte“
In das österreichische Herz.

Alfons P e g o l d.

„Es bleibt mir nichts erspart!“

Zum 85. Geburtstag des Kaisers Franz Josef.

----- Du hattest recht! —
Und stumm entloht ins Totenaug' der Nacht
Ein Fragen deiner Brust, die wund noch wacht:
„Was suchest du mich heim und mein Geschlecht?“

Doch wie die Berge deines Landes ragen,
Die schweigend stark die Last des Himmels tragen,
Sie, deren Häupter nichts vom jungen Grün
Der Tiefe wissen mehr, wenn blaue Schatten
Der Abend spinnt um Wälder und um Matten,
Und einsam in den ew'gen Azur glühn:
So über Lust und Leid des Lebens ferne
Bernimmt dein Ohr den Sphärenklang der Sterne.

Wohl blieb dir nichts erspart! — Doch siehst du heut,
Warum Allherrscher und Allsieger Tod
Den reinen Goldblick deines Augs gescheut:
Weil du das neue frische Morgenrot
Der alten Habsburgkrone solltest schauen:
Deutschlands und Oesterreichs geeinte Gauen,
Das alte röm'sche Reich, ein Jubelmeer;
Da bringen deines Bruderkaisers Mannen
Den Lorbeer, den mit deinem treuen Heer
Im blutgeschweißten Bunde sie gewannen,
Dir dar, dess' greifles Haupt ein Hort uns gilt,
Serechter Sache fleischgeworden Bild! —

Haßt du mit deinem Oesterreich doch treu
Die tausendjäh'ge Kaiserpflicht erfüllt,
Warst, deiner großen Ahnen wert, aufs neu
Der Deutschen Hunnen- und Tatarenschild.

Hat Bosheit tief aus menschlichem Gemüte
So manches Herz verhärtet und verbittert,
Was immer du erfahren, unerschüttert
Blieb deine Milde, deine Vatergüte.
Erstrahlt doch deine Krone von Verfühnen
Den Völkern deines Reiches stammverschieden,
O schüße solches Licht, dein Werk zu krönen,
Auch einer Welt voll Haß den ew'gen Frieden!

Steigt diese Sonne aus dem Blutmeer auf
Zu grüßen dich, nach eines Lustrums Lauf
Als Sieger, der drei Menschenalter zwang,
Und mehr der Feinde noch; — ob du auch lang
An Heldengräbern stehst, von Gram gebeugt:
Sieh nur das starke Reis, das für dich zeugt,
Aus den Gebeinen deiner Toten blühn:
Der deutschen Bruderliebe Immergrün!

Wolfgang Hofmann,
deutscher Kriegsfreiwilliger.

Für unsern Kaiser!

Für unsern Kaiser!
 So heißt die Losung. Laßt die Fahnen fliegen!
 Für unsern Kaiser! Das gibt Kraft zum Siegen!
 Für Ihn, für Ihn! Die Worte zündend schlagen
 Ins Herz, den Sturm des Todesgangs zu wagen.
 Für Ihn, für Ihn! Es muß, es wird gelingen,
 Daß wir um unsre alten Fahnen schlingen
 Die sieggewohnten, neuen Lorbeerreiser
 Für unsern Kaiser!

Für unsern Kaiser!
 So schwören wir: Bei Gott! wir werden's halten
 In Not und Tod trotz feindlichen Gewalten.
 Ob in der Welt auch nichts mehr heilig bliebe,
 Es lebt noch unsere Treue, unsre Liebe,
 Die alte Treue im Soldatenherzen,
 Die Lieb' zum Vaterland in Glück und Schmerzen.
 Für nun und immer flammt sie heiß und heißer
 Für unsren Kaiser.

Für unsern Kaiser!
 So braust das Feldgeschrei durch unsre Reihen,
 Es braust aus unsrer Brust: laßt uns Ihn weihen,
 Das Herz mit jedem liebewarmen Schlage,
 Mit Gut und Blut, wenn's gilt am Kampfestage.
 Wenn wir mit Gott für Reich und Kaiser sterben,
 Mit unfrem Herzblut rot das Schlachtfeld färben,
 Dann beten noch die Lippen leij' und leijer,
 Für unsern Kaiser!

Wilhelm Wagner,

als Leutnant in der Theresianischen Militärakademie Wiener-Neustadt am 1. August 1914 ausgemustert, am 30. November 1914 in den Karpathen gefallen. Die Mutter des jungen Helden, die Majorswitwe Sophie Wagner, hat uns das vorstehende stimmungsvolle, von patriotischem Geiste durchwehte Gedicht aus den nachgelassenen Schriften ihres Sohnes zur Verfügung gestellt.

18. VIII. 1915.

Das Gedenken.

Von Albrecht Schaeffer.

Und was, von alledem, was wird einst bleiben?
 Denn was heut Freude ist und Stolz und Ruhm,
 Das wird einst Mörtel sein, geringster Mörtel,
 Im neuen Bau zu kitten Stein auf Stein.
 Nicht unser wird's mehr sein, nicht Eigentum
 Der einzelnen, gemeinsam nur und namenlos.
 Ja, namenlos wie Blut. Auch dessen Tausend
 Und aber Tausend Namen werden hin
 Wie Wellen sein im Strom: was aber wächst
 Und reich gedeiht an seinen starken Ufern,
 Die Felder all, die Wälder, Ortschaft, Häfen,
 Und was er treibt, die Mühlen, wild, betriebsam,
 Und Schiffe schwer, und auch die leichteren
 Lustbarke abends, voll Gesang und Frauen
 Und Lichtern, Augen, die zum Monde schaun
 Und nicht mehr wissen, was durch unsre Herzen
 Elektrisch dröhnte und sie eins ums andre
 Zerriß und hinwarf zuckend: alles das
 Wird sein, wird sein, wird köstlich sein und heilig,
 Wird namenlos und unbeschreiblich sein!

Eins aber, eines bleibt in Jahr und Jahren:
 Wenn du, vielleicht in einem Buch, vielleicht
 Im Zwiegespräch, im Wagen, auf der Wand'ring,
 Sei's wo es sei, ganz unverhofft, den Namen —
 Welch einen Namen? —

Aber wenn du hörst:
 Weddigen . . . Jährlings drückt dir eine Hand
 Die Lider zu, und deine Welt lücht aus,
 Und in der Kehle würgt's dich, und ein Zittern
 Steigt dir ins Auge heiß, und rings umher
 Das deine all, Freund, Frau und Landschaft, Spiel
 Und Arbeit, — dieses alles ist nicht mehr
 Als Schutt und Blut und armes Totenopfer
 Des Vielgeliebten, der hinunterstieg. —

Sollten wir klagen? Dieses bleibt. Die Toten,
 Die Strahlenden, sind alle eingelehrt
 Zum ewigen Fest und sitzen unverdrossen,
 Leuchtenden Augenpaars, uneingedenk,
 Der Ewigkeit gegenüber, die vorbeizieht
 Unendlich.

Aber wir hier unten haben
 Von ihrem lieben Blut ein jeder einen
 Brennenden Tropfen, der in jener Stunde
 Ins Herz uns fiel; der hundertmal und hundert
 Uns wieder brennt, — und dieses auch, ja dieses,
 Ist besser als der Traum von Ruhm und Freuden,
 Weil es dein Herz ist, Mensch, dein ewiges Herz!

Dem Kaiser.

(Zum 18. August 1915.)

Nicht mit Fanfarenklingen,
Sondern mit freudigem Ernst,
Wie die ernste Zeit ihn bedingt,
Wollen am heut'gen Tage den Glückwunsch wir
bringen,

Da in männermordendem Ringen
Dein siegreich' Heer gen Osten dringt:

Die Herzen voll Lieb und Treue,
Geloben wir Dir aus neue
Ew'gen Zusammenhalt.
Das Blut aus viel tausend Wunden,
Es hat uns innig verbunden;
Solch' Band bricht keine Gewalt.

„Oesterreich ist stark“ —
Das war des ungewollten Kampfes Sinn.
Getroffen von zornigen Streichen
Müßt' Feindes Uebermacht weichen
Und schmolz wie der Schnee dahin.

Hoch an Jahren und doch nicht gebeugt,
Mag, was Du gewünscht, sich erfüllen,
Friedenskaiser!
Von Deines sanften Alters milder Sonne
beschiene

Grünen und blüh'n noch lange
Jungösterreichs Vorbeerreifer!

Lothar Ring.

Der Kaiserengel.

Es hat a iader Mensch sein'n Engel
Und da is 's lang, lang eing'richt' schon,
Der Engel bringt, wann wem sei Tag is
Sein'n liebsten Wunsch vor Gottes Thron.

Der is bei koan'n koa Jahr derselbe,
Denn d' Menschen bleib'n si a nöt gleich,
Der Kaiserengel nur bringt allweil
Den gleichen Wunsch ins Himmelreich.

Ja, seit der Kaiser herrscht in Oest'reich
Bis zu dem iahig'n Aug'nblick,
Schickt er den oan'n Wunsch nur zu Gott hin:
I will mein'n Volk sei Wohl und Glück
M. Schadel

Die begrabene Madonna

(Notre Dame de Lorette).

In kleiner Kapelle silbrigem Glanz
verträumte die hohe, heilige Frau
in Frieden so manches liebe Jahr,
umringt von ihrer Gläubigen Schar.
Sie lauschte lächelnd dem frommen Chor:
„Neig' uns, o Gnadenmutter, dein Ohr . . .“
Ora pro nobis.

Ueber die Erde rast der Streit,
stürmt in die versunkenste Seligkeit.
Was faucht durch die Luft auf feuriger Bahn?
Was schlagen die Glocken so klagend an?
Was ist's, das ins Dach der Kapelle tracht? . . .
Die träumende Heilige ist erwacht.
In der Nische kühlen Dämmerchein
sticht eine glutende Rohe hinein.
Wie Donnerrollen am jüngsten Tag
schmettert es nieder Schlag auf Schlag.
Durch den heiligen Leib ein Zittern hebt
und ein Stöhnen dem steinernen Mund entschwebt . . .
Ora pro nobis.

Ein Schuß wirft sie nieder von ihrem Thron.
Im Fallen noch sieht sie den lieben Sohn
in hundert Gestalten hingestreckt . . .
Dann wird sie von stürzenden Trümmern bedeckt . . .
Noch in mancher dunklen Nacht erklingt
aus dem Grab eine Stimme, die klagt und singt:
Ora . . . ora pro nobis.

Karl Bröger.

* (Vision in Schönbrunn.) Von Frau
 Carlotta v. Kettich-Birk erhalten wir die
 nachstehenden ansprechenden Zeilen:

Dort, wo der Wiesengürtel Wien
 Gleich einem grünen Band umschlingt,
 Da zog's mich heute morgens hin,
 Hoch in der Luft die Lerche singt.

Mir gegenüber vom Gloriette
 Blendendes Winken — das ist Schönbrunn;
 Dunkel dahinter die Alpenkette,
 Bläuliche Nebel darauf ruh'n.

Konnt' an dem Blick mich satt nicht seh'n!
 Blieb, in andachtsvoller Schau
 Tief versunken, lange noch steh'n.
 Demantfunkelt der Morgentau.

Hat mich ein Sonnenstrahl geblendet?
 Welch ein liebliches Bild ich nun sah!
 „Kinder, wer hat euch hergesendet?
 Ihr lieben Mädchen, was macht ihr da?“

Hurtig trippeln und schweben sie näher,
 Jede ein Sträußchen in der Hand,
 Kommen und winken näher und näher;
 Scheinen jede aus fernem Land.

„Sagt mir, wo kommt ihr hergezogen?“
 Eifrigst rufen sie Antwort mir zu:
 „Bin von der Lipa goldenen Bogen“ —
 „Ich von Laborca“ — „aus Krošno“ — und du?“

„Ich komme von der Biskopa Strande“ —
 Und eine kommt vom San daher —
 „Ich aus dem treuen Tiroler Lande“ —
 „Ich vom Nonzo — vom blauen Meer.“

So sprachen sie — auf einmal erschallte
 Lieblich und hell wie Lerchengesang
 Das heilige alte „Gott erhalte!“,
 Das in die tiefste Seele mir drang.

Den Gefallenen.

Ihr, die Ihr im fernen Lande liegt,
Du Bleicher mit der Stirne voll Blut,
Du Mäder, der wie im Schlafe ruht,
Du im Sprunge gefällt vom tödlichen Schuß,
Du Toter im Walde, der sich ins Moos
geschmiegt,
Und Du, ertrunken im trüben belgischen Fluß,
Ihr Tapfern, an die wir jede Nacht
Mit allen Schmerzen der Liebe gedacht,
Ihr seid eine Saat in Tränen gesät,
Doch wenn sie reist und in Aehren steht,
So werdet Ihr aus lebendigen Händen
Uns Frieden schaffen und Segen spenden.

Hermann Hesse.

Siegesahnung.

Von

Carl Ludwig Schleich.

Die Flut kam auf, die Brandung stieg,
Durch alle Lande rauscht's vom Sieg.
Die Fahnen blühen ruhmbesonnt
Stolz von zersehnter Schöne —
Schließt fest die Feuerflammenfront
Der Herzen, Heldensöhne!

Hoch rechte sich Germania:

„Der Kampf um Reid und Tod ist da.
Die Schwerter fest und fest das Herz —
Sie wollen uns zermalmen!
Spring auf, mein Land, ein Held aus Erz,
Ein Heer aus Eisenhalmen!“

Als wär' der deutsche Wald erwacht
Und rückte stumm zur Gottesflacht,
Als rollte das erzürnte Meer —
So wälzten sich die Heere.
Die Erde dröhnt vom Eisen schwer,
Und jeder Stahl blüht: Ehre!

Das sah noch nie die alte Welt:
Ein ganzes Volk, ein einziger Held.
Fürst fühlt wie Knecht der Heimat Blut
Ein Herz, ein Schlag zum Streiten —
So steht um Herd und Hof es gut
Will's Gott! Zu fernsten Zeiten.

Mein Volk! Mein heilig Vaterland!
War keiner, der dich ganz gekannt
Und keiner, der die Wucht geahnt,
Mit der durch tausend Heere
Du blutig dir den Weg gebahnt
Der ganzen Welt zur Ehre!

Und jauchzt der Sieg um so viel Grab
O, Donner, dringe tief hinab —
Vielleicht lauscht auf der Helden Geist,
Wenn er die Siege wittert,
Um die der Toten Herz zumeist
Geblutet und gezittert.

Auf deutschen Waffen — wach ein Glanz —
Wie Sternengruß und Sonnentanz!
Dem deutschen Schwert, von Gott geweiht,

Ihm sei die höchste Ehre!
Hell durch die Harfen aller Zeit
Kling! Lied vom deutschen Heere!

Geschrieben am Tage vom Falle Rownos.